

„Liebe gute Friedoline, fahre fort in deiner frommen Andacht und deiner kindlichen Liebe, und Gott der Allmächtige, der jeden deiner Gedanken weiß, wird in seiner Allbarmherzigkeit dich segnen, daß du noch der Trost und die Freude in meinen alten Tagen wirst.“ So sprach Herr von Werner, und drückte gerührt, mit einer Freudenthräne im Auge, sein geliebtes Töchterchen an seine Brust.

Herr Werner war ein sehr bemittelter und in dem strengsten Sinne des Wortes redlicher Mann. Er trieb einen ausgebreiteten Wollhandel, und seine Firma wurde allenthalben respectirt. Er hielt sein Haus in der genauesten Ordnung; kein Armer ging unbeschenkt von seiner Thüre; er widmete die wenigen freyen Stunden, welche seine Geschäfte ihm übrig ließen, der sorgfältigen Erziehung seines einzigen Kindes und bethete täg-

lich früh mit ihr zu Gott, als dem alleinigen Urheber alles Guten, und dankte so herzlich für manche Gelegenheit, die ihm der Ewige gegeben hatte, auch an andern Menschen Gutes ausüben zu können. Der Tod hatte ihm früh seine Gattin geraubt, er wollte keinem fremden Menschen die Erziehung seines einzigen Kindes anvertrauen; er selbst pflanzte den Keim der Tugend in ihr jugendliches Herz, und freute sich innig, daß er ihn bald so tiefe Wurzeln schlagen sah. *Fridoline* wuchs trefflich heran, aber noch weit schätzbare als ihre körperliche Schönheit war ihr frommes Gemüth und ihre kindliche Ergebenheit an Gott. Tief in ihr Herz war das Andenken an ihre geliebte Mutter gegraben, und es war eben an dem Jahrestage ihres Todes, als sie das Grab mit schönen frischen Blumen schmückte und von dem Vater, den gleichfalls die traurige Erinnerung zu dem Grabhügel führte, in ihrer Andacht überrascht, und dafür freudig von ihm umarmt wurde.

Fridoline hatte nun ihr sechzehntes Jahr erreicht und war zur blühenden Jungfrau geworden, von Allen ihrer frommen Sittlichkeit wegen hochgeschätzt und geliebt — da goß die Hand der

Vorsehung über sie den Kelch des Leidens aus, um ihre Tugend zu prüfen, und sie der göttlichen Belohnung würdig zu finden. Eine schmerz-
hafte Augenkrankheit befiel den Vater; er wurde zwar durch Gottes Hilfe und den Beystand eines geschickten Arztes, denn was vermag menschliche Kunst ohne den höchsten Willen, wieder geheilt, aber es blieb eine solche Schwäche des Gesichtes zurück, daß er die Arbeiten in seinem Comptoir nicht mehr versehen konnte, und sie größtentheils fremden Leuten überlassen mußte. Noch mehr aber als dieß beunruhigten ihn die kriegerischen Zeiten, welche herangebrochen waren, daß hie und da selbst von den redlichsten Häusern Fallimente ausbrechen mußten, welche wieder andere unverschuldet in's Unglück brachten.

„O du guter lieber Gott, sprach er oft wenn er allein war, sollte auch über mich der Verlust meines Wohlstandes beschlossen seyn, so will ich mich ja in Geduld und Demuth in deine unerforschlichen Rathschlüsse fügen, denn du hast mich dennoch durch mein liebenswürdiges Kind mit Trost für mein Alter gesegnet, aber wende mir nur in soweit deine Barmherzigkeit zu, daß

mein Fall, wenn er eintreten sollte, nicht mit Schande verbunden ist.“ Er hatte nicht ohne Grund diesen seinen Fall voraus gesehen; zwey bedeutende Handelshäuser fallirten und zogen auch ihn mit in den Abgrund. Der gute Wern er glich nun einem Schiffer, der mit Macht dem Sturme entgegen arbeitet, er zahlte seine Passiva richtig aus, Niemand kam durch ihn um sein Geld, aber sein voriger Wohlstand war ganz vernichtet, all' sein Habe war aufgeopfert, und es blieb ihm nichts übrig als sich mit seiner Tochter in einen entlegenen Winkel der Stadt auf ein kleines Kämmerchen zu ziehen, und dort in Armuth seine traurigen Tage zu beschließen. Alle Redlichen bedauerten den Verunglückten, aber die ihm gerne helfen wollten, waren es nicht im Stande, und die Reichen hörten im Übermuth die Stimme der Menschlichkeit nicht. Ja es gab noch viele Neidlose, die ihm sein hartes Schicksal gönnten, da sie seinen vorigen Wohlstand nur mit neidischen Augen angesehen hatten. Verzage nicht, du armer Wern er, über dir waltet ein Gott, der jede Thräne deines Kummers in die Wagschale seiner Barmherzigkeit sammelt, und dein festes Ver-

trauen mit seinem Segen vergelten wird. Seine Hand allein ist es im Stande, den Unglücklichen wieder emporzuheben und seine bewährte Tugend zu krönen.

Am meisten hatte Vater Werner, da er sein Unglück mit Riesenschritten herannahen sah, für seine Fridoline gebedt; die Armuth welche ihr drohte, war ihm tausendmahl schmerzhafter als seine eigene, aber wie schön fühlte er sich nun durch die Früchte seiner edlen Erziehung belohnt. Fridoline äußerte nicht den geringsten Kummer über ihre neue Lage, obschon in Geheim und zwar des Vaters wegen ihr Herz blutete; sie ertrug ihr eigenes Schicksal mit frommer Hingebung und flehte nur inständig zu Gott um seinen Beystand, daß auch der Vater sein herbes Geschick ertragen könne. Sie war es nun, die den oft kleinmüthig werdenden Greisen mit sanftem Troste aufrichtete und erheiterte. Sie sah wohl gut ein, daß das Wenige, was Herr Werner aus seinem Schiffbruche gerettet hatte, nicht hinreiche, auch nur die nöthigsten Lebensbedürfnisse zu bestreiten, und wie sehr dankte sie nun dem Ewigen für den Fleiß, den sie in früheren Jahren auf die Er-

lernung verschiedener weiblicher Arbeiten angewendet hatte. Sie sah dadurch eine neue Quelle zur Erhaltung ihres Vaters eröffnet, und ging nun mit rastloser Thätigkeit an die Arbeit. Ihre schönen Stickereyen fanden bald allgemeinen Beyfall, aber die schweren Zeiten hatten auch einen allgemeinen Geldmangel bedeutend herbeygeführt, und Fridoline mußte manche Nacht zu Hilfe nehmen, um durch mindere Arbeiten das Erforderliche zu gewinnen. Mit welcher herzlichen Freude ruhte dann allemahl ihr Blick an dem lieben Himmel, wenn sie dem alten Vater von ihrem Erwerbe eine kleine Erhöhung oder eine Lieblingsspeise bereiten konnte, und sah wie er sich erquickte. Sie entbehrte gerne selbst unter irgend einem Vorwande diesen Genuß, weil das Geld nicht hinreichte, und im Verstohlenen behagte ihr ein Brotrindchen eben so gut, wie dem Vater der vorgesezte Braten. O liebe Kinder, nehmt euch ein Beyspiel an der guten Fridoline, und glaubt ja gewiß, daß alles Gute, was ihr an euren Altern verübt im Buche des Ewigen aufgezeichnet, und euch kostbare Früchte tragen wird.

Einen einzigen Liebling hatte Fridoline mit

sich in das Haus der Armuth genommen, von dem sie sich nie trennen wollte; es war eine zarte liebe Taube, so zahm, daß sie gar nicht von der Seite ihrer Gebietherin wich. Das gute Thierchen schien ordentlich Fridolinens Benehmen zu studieren. Oft wenn das Mädchen bey ihrem Stickrahmen saß und von traurigen Nachdenken übermaunt; eine Thräne aus ihrem Auge perlte, da rührte die Taube auch ihre Brotkrummen nicht an, und senkte traurig das Köpfchen zu Boden; aber wenn dann wieder Fridoline sich durch ein frommes Gebeth mächtig gestärkt fühlte, und ihr Auge sich wieder heiterer zu dem azurnen Himmel empor richtete, da schlug auch das Täubchen freudig mit den kleinen Flügeln, gurrte fröhlich, und sprang gleichsam neckend um ihre Gebietherin herum, und zerrte sie bald da bald dort am Gewande, oder trieb allerley Kurzweil. Der allgütige Gott hat auch dem Thiere Instinkt verliehen, welcher es fähig macht, sich näher an den Menschen anzuschließen, und der leider nur zu oft von rohen und herzlosen Menschen verkannt, und mit grausamer Mißhandlung vergolten wird. Dieses Täubchen war Fridolinens liebste Eigen-

thum und sie ahndete gar nicht, daß dieses kleine schuldlose Geschöpf dereinst mit eigener Aufopferung zu ihrem Glücke beytragen werde.

* * *

Während nun Fridoline in stiller Einge-
zogenheit sich ganz ihrem Fleiße widmete, ver-
schlimmerte sich Werners Zustand gar sehr, sei-
ne Augenschwäche nahm wieder so überhand,
daß eine gänzliche Erblindung zu befürchten war,
und der Gram, der tief in seinem Innern nag-
te, zehrte an seinen Lebenskräften; sichtbar war
seine zunehmende Schwäche. Fridoline verdop-
pelte freylich ihre Anstrengungen, um Arzney be-
streiten, und den Vater besser pflegen zu können,
aber ein neuer Schlag des Schicksals drohte ih-
ren ganzen Muth zu erschüttern. Sie hatte für
einen Kaufmann eine bedeutende Arbeit geliefert.
Einer neuen Bestellung und der Auszahlung we-
gen ward sie auf den folgenden Tag beschieden,
aber ein wichtiger Vorfall im Handelsgeschäfte
nöthigte den Kaufmann noch in derselben Nacht
schnell mit der Post zu verreisen; er hatte in der
Zerstreuung keine Geldanweisung an Fridoline

zurückgelassen, und so wurde sie von dem Handlungsdiener auf dessen Rückkehr verwiesen, welche aber erst in einigen Monaten erfolgen konnte. Fridolinens Lage war dadurch höchst traurig geworden. Sie war von aller Barschaft entblößt, hatte so sicher auf den einzugehenden Erwerb gerechnet; wie sollte sie nun die nöthigen Bedürfnisse bestreiten können! Selbst die neue Bestellung auf Arbeit war durch des Kaufmanns Abreise hinterblieben. Mangel und Hülflosigkeit hatten sich nun vor die Thüre gelagert; so lange Fridoline noch irgend ein Kleidungsstück oder eine andere Kleinigkeit zur Veräußerung hingeben konnte, fühlte der alte Vater die Noth nicht, als aber nun auch die letzte Quelle versiegt war, da sah die Ärmste nur mit Schmerzen jedem werdenden Tag entgegen, und nur ihre unerschütterliche Religion konnte sie in dieser traurigen Lage noch aufrecht erhalten. Diese ist der festeste Anker, wenn Stürme unser Lebensschiff bedrohen, und bewahrt uns allein vor dem Sturze in den Abgrund. O laßt doch nie von eurem frommen Glauben, Ihr Bedrängten, denn dadurch würdet ihr euch selbst

des schönsten Trostes berauben, und euer Unglück vermehren.

Die arme Fridoline hatte schon zwey Tage keine warme Nahrung genossen, sie fühlte den Abgang ihrer Kräfte, und wie sollte sie ihrer eigenen und der Noth ihres Vaters steuern? Nirgends war nur so viel zu finden, eine stärkende Fleischbrühe zu bereiten. Da fiel wie von ohngefähr ihr Blick auf das gute Täubchen — ach sprach sie, du könntest wohl wenigstens für den Augenblick aus der Noth helfen und den Hunger stillen, aber sie schauderte vor dem Gedanken, dieses arme Geschöpf zu tödten — das war ihr nicht möglich — sie konnte an ihrer einzigen treuesten Freundin nicht so grausam seyn. Noch war ein Ausweg übrig, die Taube zu verkaufen, und von dem Gelde etwas Nahrung zu schaffen, so war sie doch des schmerzhaften Anblickes ihrer Lödtung enthoben, sie hätte ohnehin vor Kummer von den Überresten ihres Lieblinges nichts genießen können. Mit heißen Thränen in den Augen nahm sie das Thierchen auf den Arm und wanderte damit zum Hause hinaus. Wie sie auf den Markt kam, both ihr ein Taubenhändler ei-

nen so geringen Betrag, daß sie unmöglich damit auslangen konnte. Sie ging weiter, aber niemand zeigte Lust zum Kaufe, und doch war kein Bissen Nahrung im Hause, die arme Fridoline trocknete sich bittere Thränen aus den Augen. Ohne daß sie es bemerkte, war schon ziemlich lange ein alter finsterner Mann im grauen Überrocke und mit einer Jagdstinte über die Schultern hängend vor ihr gestanden, und hatte sie aufmerksam betrachtet. Fridoline erschrock, als sie den thränennassen Blick empor hob, und gerade in das, unter buschigten Wimpern hervorblickende Auge des Fremden sah. „Warum weinst du liebe Kleine?“ sprach er in zwar rauhen aber doch nicht abschreckenden Tone. — „Ach, erwiderte Fridoline, weil ich die Taube da nicht um so viel anbringen kann, als ich vermuthete. —“ „O du Narrchen, wer wird den für so ein gemeines Thier so viel bezahlen, oder hat sie etwa wegen irgend einer besondern Eigenschaft einen höhern Werth? Denn ein Thier hat oft eben so gut besondere Anlagen als der Mensch. Wir sind freylich theils zu schwach, theils geben wir uns nicht die Mühe, es zu ergründen, aber der liebe Gott

hat kein Wesen erschaffen, in dem nicht ein Beweis seiner Allmacht und seines Wohlwollens verborgen läge.“ Bey diesen Worten heiterte sich Fridolinen's Herz wieder auf, sie blickte ihm freundlich entgegen, und begann unerschöpflich zu werden in dem Lobe ihres Liebings. „Ey“ — sprach der Mann, so viel ich merke, ist dir ja an dem Thierchen gar viel gelegen, und dennoch kannst du dich von ihm trennen, und es auf die Schlachtbank liefern?“ — „O Gott, plaste Fridoline mit einem tiefen Seufzer heraus, ich und mein kranker Vater haben keinen Heller auf Nahrung.“ — „So? ey da muß ich dir das Läubchen freylich wohl abkaufen. Gib her, ich verspreche dir, daß ich es nicht umbringen, sondern zu Hause füttern will, so lange es lebt — dannimm, was ich dir dafür geben kann.“ Mit diesen Worten nahm er ihr die Taube ab, und drückte ihr einen blanken Silbergulden in die Hand. Fridoline hätte vorüberraschung bald einen lauten Schrey ausgestossen, als sie aber für diese großmüthige Gabe danken wollte, da war der Fremde schon aus ihren Augen verschwunden. Bestürzt und freudig eilte nun Fridoline fort und

kaufte Nahrung ein, auch durfte ein Gläschen des lang entbehrten Weines für den Vater nicht fehlen. Hätte sie sich nicht so ganz ihrer Freude und Beschäftigung überlassen, so würde sie deutlich bemerkt haben, daß der fremde Graurock ihr von ferne folgte, und jeden ihrer Schritte beobachtete, ja sie hätte von ihrem Fenster aus bemerken können, wie er in der Nachbarschaft in eine Boutique trat, wahrscheinlich mit dem Vorsatze, von dem Mädchen nähere Erkundigung einzuziehen.

Fridoline überließ sich ganz ihrer Beschäftigung, sie genoß der reinsten Freude, als sie sah, wie den Vater die dargebothene Nahrung behagte. Auch sie fühlte sich mächtig gestärkt, als aber nach dem Mahle der Vater eingeschlafen war, und Fridoline zu ihrem Arbeitstische eilte, ach da fiel eine Zentnerlast auf ihr Herz, da sie das Plätzchen leer fand, wo ehemals die gute Taube neben ihr gefessen hatte, und eine bittere Thräne preßte sich aus ihren Augen.

Der Abend brach heran, da vernahm Fridoline ein leises Pochen an ihrer Thüre, und sie erschrock nicht wenig, als diese sich öffnete, und der Graurock hereintrat. Ach du lieber Himmel,

dachte sie sich, reuet ihn etwa sein Kauf, und er will das Geld wieder zurück haben? Der Gedanke daß ihr dieß unmöglich sey, trieb eine hohe Gluth auf ihre Wangen. „Nun, nun Mansfellen, sprach der Fremde gutmüthig lächelnd, erschrecken Sie doch nicht gar so sehr über meine Erscheinung; ich habe ja bey Gott nichts Arges im Sinne. Ich wünschte mit dem Vater zu sprechen.“ „Er schläft,“ liespelte Fridoline, aber der barsche ungewohnte Ton, hatte bereits den Schlummernden aufgeweckt. Der Fremde reichte ihm traulich die Hand zum Gruße, und nahm neben ihm Platz. „Mein Herr, sprach er, ich wende mich in einer kleinen Angelegenheit an Sie. Ich bin der Oberförster des Grafen von Wellau, und wenn sie mich werden näher kennen lernen, so werden sie sich bey Gott überzeugen, daß ich ein ehrlicher Mann bin. Ich habe mich von allen Ihren Verhältnissen und ihren vorigen Umständen genau unterrichten lassen, und wünsche nichts so sehr, als, freylich auch zu meinem Vortheile, einer solchen redlichen Familie unter die Arme greifen zu können, nämlich wie es meine eigenen Verhältnisse, zulassen.

Ich rede ganz aufrichtig mit Ihnen, der Herr hat mich mit einigem Wohlstande gesegnet, ich habe meine kleine Wirthschaft, aber da es dem lieben Gott gefallen hat, meine Frau zu sich in das Land des Friedens zu rufen, so bin ich bey meinen Forstgeschäften nicht im Stande, alles genau zu übersehen. Ich bedarf jemanden in meinem Hause, der auf Reinlichkeit und Ordnung sieht, das heißt nicht selbst überall mit Hand anlegt, sondern nur die Aufsicht über meine Paar Mägde führt. Es muß eine brave, vernünftige und vorzüglich gottesfürchtige Person seyn, und als solche ist mir Ihre Tochter geschildert worden. Wie wärs nun, wenn Sie beyde zu mir alten Mann aufs Land ziehen wollten? Fridolinchen besorgt meine Wirthschaft, und was fürs Haus an weiblicher Arbeit anzuordnen und nachzuhelfen ist; und so weit bin ich schon gesegnet, daß Sie und ihr Vater bey mir bequem leben können. Ich bin alt und ohne Anverwandte, und bin ich mit meiner neuen Familie zufrieden, so werde ich wohl auch noch ein Paar Sparpfennige hinterlassen. Überlegen Sie sich die Sache. In acht Tagen komme ich wieder nach der Stadt,

und wenn Sie wollen, nehme ich Sie dann gleich mit. Übermorgen sende ich einen Knecht um Antwort herein, damit ich indeß ein Bißchen etwas herrichten kann. Sie haben ja liebes Mamsellchen bey dem Kaufmanne N* sechs Thaler für Stickarbeit stehen? Mit dem Manne stehe ich gut und er ist mir sicher genug — ich strecke ihnen drey Thaler darauf ohne Zinsen vor — ich werde sie schon wieder erhalten.“

Es erfolgte eine lange Pause; denn Vater und Tochter hätten so gerne geantwortet, und vermochten es nicht im Übermaße ihres freudigen Gefühles. Der Graurock mochte wohl diese Stimmung beurtheilen, er kürzte seinen Besuch ab, und schied unter traulichem Handschlage von dannen.

Nichts von den Gefühlen der beyden, durch Gottes Fügung so wunderbar geretteten Personen; deutlich lag der Beweis vor ihnen, wie nahe die Hölle des Ewigen oft im höchsten Elende sey. Fridoline fühlte dieß nur zu gut, und sobald der Vater sich erklärt hatte, daß er mit Freuden den Vorschlag annehme, eilte sie nach der Kirche, um dem Allmächtigen für diese wunderbare Fügung zu dan-

ken. Am dritten Tage kam ein Bäuer und meldete einen herzlichen Gruf von dem Herrn Oberförfter, und brachte etwas Butter, Mehl und Eyer, auch war etwas Geflügelwerk beygegeben. — „Der Herr Oberförfter, sprach er, läßt um den gefakten Entfchluf nachfragen,“ und als Herr Werner und Fridoline eine bejahende Antwort gaben, klatschte er freudig in die Hände. „Der Himmel segne Ihren Entfchluf liebes Mamsellchen, sprach er, Sie find fammt dem Herrn Vater in die besten Hände gerathen. Weit und breit ift der Herr Martin als Biedermann beliebt, und Sie werden die besten Tage bey ihm haben. In fünf Tagen komme ich wieder, und hole Sie in Ihre neue Wohnung ab, denn meinen Herrn hindern Gefchäfte. Auch diese Tage ftrichen wie tauſende unvermerkt dahin, und am fünften Morgen hielt eine wohlverwahrte Kalleſche vor dem Hauſe, und führte bald die beyden Glücklichen ihrer neuen Wohnung zu.

Nach beynabe einer Tagreife waren ſie an ihrem künftigen Aufenthaltsorte angelangt. Mit-

ten in der Waldung, auf einer grünen von anmuthigen Gebüſche umgebenen Pläne ſtand das nicht prunkvolle, aber doch nett und zierlich gebaute Forſthaus. Der Wagen fuhr in den geräumigen Hof, wo mehrere große Hunde mit lautem Gebelle herumsprangen. Ein ſtarker Peitſchenknall brachte ſie zum Schweigen und zur Ruhe. — Das Hausgeſinde hatte ſich in einer Ecke des Hofes geſammelt, die Neuangekommenen zu betrachten, aber an der Treppe ſtand der Herr Oberförſter ſelbſt, und trat den Ausſteigenden freundlich entgegen. „Willkommen in der neuen Behauſung, ſprach er, Gottes Friede kehre mit euch ein, und ſegne euer Daſeyn. Ihr ſeyd von der Reiſe ermüdet, darum bedürft ihr der Pflege und Ruhe, und morgen ſo Gott will, werde ich euch mit meiner Hauſeinrichtung näher bekannt machen.“ Wirklich waren Werner und Fridoline von dem Schütteln des Wagens den ganzen Tag über ſehr erſchöpft, und bedurften Erholung. Ein kleines Mahl wurde bald darnach aufgetragen, man that ſich unter freundlichem Geſpräche gütlich, und da es im Hauſe gebräuchlich war, zeitlich zur Ruhe zu gehen, ſo wurde

ihnen ihr künftiges geräumiges und sehr bequem meublirtes Zimmer angewiesen. Ach welch ein Anblick stellte sich Fridolinem bey dem ersten Eintritte dar! Auf einem Gestelle stand ein schöner geöffneter Käfig, und was war in selbem? — Fridolinens geliebtes Täubchen. Sie stieß einen halblauten Schrey der Freude aus, das Thierchen vernahm kaum die wohlbekannte Stimme, als es aus dem Käfig sprang, unter lautem Surren auf Fridolinens Schulter flog, und auf die mannigfaltigste Art seine Freude ausdrückte. Auch die gute Fridoline war beynah außer sich vor Entzücken. Es war ein rührender Anblick der reinsten Freude. Der Schlaf endlich machte diesem Gefühle und dem stillen heißer Dankgebethe für den edlen Wohlthäter ein Ende.

Am folgenden Morgen war Alles im Forsthause zeitlich wach. Fridoline hatte sich schon mit Tagesanbruch reinlich angekleidet. Jetzt wurden sie zum Frühstücke gerufen. Herr Martin begrüßte sie freundlich, und führte sie dann im Hause herum, wo er der neuen Wirthschafterin die kleine Meyerei, die Waschanstalt, Küche und Speisekammer nebst dem Gesinde zur Aufsicht übergab.

Vorzüglich gefiel ihr der kleine Hausgarten mit Obstbäumen und herrlichen Blumen geschmückt. Fridoline versetzte sich in die glücklichen Tage ihrer früheren Jugend und gelobte ihre ganze Sorgfalt für die Zufriedenheit ihres Wohlthäters anzuwenden.

Ein neues herrliches Leben begann nun für Vater und Tochter, und der redliche Herr Martin hatte nicht die geringste Ursache, seine getroffene Wahl zu bereuen. Wie glücklich lebten nun hier diese beyden Menschen; aber jedes Glück ist dem Wechsel unterworfen. Keine dauernde Glückseligkeit darf auf diesem Erdenrunde als dem Orte unserer Prüfung bestehen, und der Ewige, Unersforschliche hat es sich vorbehalten, uns erst nach der überstandenen Prüfungszeit in seinem himmlischen Reiche den ewigen Lohn der bewährten Tugend zu geben.

Dorethe — Ehe ich in der weitem Erzählung fortfahre, erlauben mir die Leser, sie vorerst mit einer Person bekannt zu machen, welche aus früheren Verhältnissen den bedeutendsten Einfluß auf Fridolinens Schicksal hatte.

In Hamburg lebte Herr William Sandis in all dem Wohlstande, welchen ihm sein ausgebreiteter Seehandel gestattete. Er war als einer der reichsten Kaufleute geehrt, und als Biedermann allgemein geliebt. Er führte ein fürstliches Haus, denn seine Einkünfte gestatteten ihm den Genuß auch der kostspieligsten Freuden. Seine Gattin gebär ihm eine Tochter, welche den Namen Dorethe erhielt, seine Freude war grenzenlos — aber bald darauf überfiel die Mutter eine böse Krankheit, und endete ihr Leben. Nun war sein Schmerz eben so groß, wie seine Freude gewesen war; er würde vielleicht, von Jugend auf mit Unglücksfällen unbekannt, unterlegen seyn, hätten nicht seine überhäuften Geschäfte eine Zerstreuung herbey geführt, welche die Gewalt seines Kummers mäßigte. Nun trug er die Liebe, welche er gegen seine Gattin hegte, ganz auf sein einziges Kind über, und leider war diese übermäßige Liebe die Grundlage zu Dorethens Verderben. Es ist ein entzückendes Band der Eltern- und Kindesliebe, welches die Hand des Schöpfers um unsere Herzen wand; aber so wie die beste Arzeney durch Mißbrauch zum schädlichen Gifte

werden kann, so wird auch Alterm Liebe, wenn sie nicht durch Vernunft geleitet wird, höchst schädlich. Wenn ein Gärtner aus übertriebener Sorgfalt seine zarten Blumen zu viel begießt, so ist dieß keine Erquickung mehr, sondern die Pflanze treibt zu üppig ihre Sproßen aus und verliert ihre Kräfte und ihre Anmuth. Kinder gleichen den jungen Pflanzen, sie müssen eben so sorgfältig gewartet werden, damit sie nicht schon im Keime verderben, und zu ihrem vorzüglichen Gedeihen können nur die früh eingepprägten Grundsätze unserer heiligen Religion mitwirken, und durch ihren wohlthätigen Einfluß Geist und Körper beleben. Es ist die unerläßlichste Pflicht der Alterm nach diesen Grundsätzen ihre Kinder zu erziehen. Leider war dieß bey Herrn William der Fall nicht, er mußte die Erziehung seines Kindes fremden Leuten überlassen, welche bald die grenzenlose Liebe des Waters bemerkten, und daher der künftigen reichen Erbin in allen Stücken schmeichelten. In übermäßiger Verzärtlung wuchs die Kleine heran, keine ihrer Unarten wurde gerügt — ihre Bosheiten wurden vielmehr belächelt, und als Beweise ihrer aufgelegten Laune

genommen. Da leider unter den Dienstbothen gewöhnlich wenig Moralität herrscht, so konnte auch D o r e t h e keine belehrenden Beyspiele vor sich haben. In spätern Jahren ward sie von verschiedenen Meistern umgeben, und der Vater war entzückt, wenn er sie französisch plappern hörte, wenn sie auf dem Fortepiano kimperte, oder aus einem für Kinder gar nicht gehörigen Buche witzige Stellen nachsprach — sie galt als ein musterhaftes Genie. An Religionsbegriffe war gar nicht zu denken, und als das Mädchen eine vertraute Freundin der Puzmacherin wurde und alles ihren Reizen huldigte, da ward endlich jeder Keim des Guten in ihr erstickt, und sie war zur boshaften und verschwenderischen Kokette heran gewachsen. Ihre Launen waren unerträglich, aber niemand wagte es, darüber zu murren, denn der Dienst in Herrn W i l l i a m s Hause war gut, und würde nur bey der geringsten Klage über das geliebte Töchterchen verloren gegangen seyn. Sie vergendete auf ihren Puz ungeheure Summen, der Vater machte keine Einwendung; sie mißhandelte ihre Untergebenen, der Vater schwieg dazu; sie machte alle Unterhaltungen mit, und der

Vater munterte sie noch auf; kurz das arme ver-
wahrloste Geschöpfe reiste ihrem gänzlichen Ver-
derben entgegen.

In des Vaters Comptoir befand sich ein
junger Mensch, er war sehr talentvoll, aber er
benützte nur wenig diese Gabe des Himmels, er
hing sich an lüderliche Gesellschaften, in welchen
er Verdienst und Gesundheit versplitterte, und
oft schon war Herr *William* im Begriffe gewe-
sen, ihn zu entlassen, wenn er ihm nicht in den
Stunden, die er dem Fleiße widmete, so gute Dien-
ste geleistet hätte. Würde doch Herr *William* frü-
her darauf bedacht gewesen seyn, sich lieber einen
wenn auch minder geschickten, doch redlicheren
Diener zu erwählen, ehe er es, wie wir bald
sehen werden, so sehr bereuen mußte.

Dorothe sah nicht auf *Roberts* unmoralisches
Betragen; ihr war genug, daß er eine einneh-
mende Gesichtsbildung besaß, sich sehr elegant zu
kleiden und eine Gesellschaft gut zu unterhalten
wußte. Sie fühlte bald herzliche Zuneigung zu
ihm, und *Robert* war schlau genug, diese Be-
merkung zu seinem Vortheile zu benützen. Bald
entspann sich ein geheimes Liebesverständniß zwi-

schen beyden, wovon der Vater nichts erfahren durfte, denn nie würde er es zugegeben haben, daß sein reiches Erbfräulein die Gattin eines solchen lüderlichen und verschuldeten Menschen werden sollte. Wenn Kinder einmahl anfangen, vor ihren Ältern Geheimnisse zu haben, dann nahen sie sich stufenweise ihrem Verderben, denn sie entziehen sich selbst den Rath und Beystand ihrer besten Freunde; und da gewöhnlich eine Verheimlichung die andere nach sich zieht, so wird auch stets eine üble That nach der andern die Folge davon seyn. Da Robert ohne des Vaters Wissen der Geliebten manche Unterhaltung gewähren mußte, welches er nicht bestreiten konnte, so beschloß der Nichtswürdige, sich durch des Vaters Geld schadlos zu halten, und so nahm er Anfangs kleinere, dann immer größere Betrügereien im Geschäfte des Herrn vor.

Lange konnte dieß nicht verborgen bleiben. Herr William kam auf die Spur, und Robert wurde mit Schande aus dem Hause gejagt. Statt aber daß Dorette an der Widerwärtigkeit, welche ihren Vater betroffen hatte, Theil genommen hätte, belegte sie diesen vielmehr in Geheim

mit der Benennung eines geizigen Menschen, der durch seinen kargen Lohn, den armen Robert gezwungen hatte, dieses Rettungsmittel zu ergreifen. So ruchlos kann der Mensch denken, wenn er einmahl von seinen guten Grundsätzen abweicht, und auf die Irrwege des Lasters geräth. Die Leser werden sich an Dorethen ein warnendes Beyspiel nehmen können, wie ein solcher Mensch stufenweise immer tiefer und tiefer sinket, und endlich zum verworfenen Bösewicht wird, wo er dann oft leider nur zu spät sein Unrecht einsieht, und der marternden Geißel der Reue als unwiederbringliches Opfer anheim fällt.

Wie gesagt, Dorethe tadelte den Verbrecher gar nicht, ja sie war in ihrem Herzen so verblendet, daß sie ihn bemitleidete, und in Geheim mit diesem Feinde ihres väterlichen Hauses ihren Umgang fortsetzte. Robert war verdorben und ruchlos genug, diese Schwäche des Mädchens sich so zu Nutzen zu machen, daß sie endlich seinen dringenden Vorstellungen nachgab, seinen falschen Vorspiegelungen glaubte, und den höchst strafbaren Entschluß faßte, heimlich mit ihm das väterliche Haus zu verlassen. Des warnenden Bey-

spieles wegen, darf ich nichts von der Geschichte dieser Unglücklichen verschweigen. Robert hatte einmahl unumschränkte Herrschaft über ihr Herz gewonnen, er konnte sie lenken, wie es seine Bosheit ihm eingab; er liebte sie nicht einmahl, er hatte nur geschworen sich an Herrn William durch das Verderben seines Kindes zu rächen. Als daher der Plan zur Flucht verabredet war, beredete er Dorethen, nicht nur allen ihren von der Mutter ererbten Schmuck sondern auch eine bedeutende Summe Geldes mitzunehmen. Der erstere, sprach er, ist ohnehin dein Eigenthum, das letztere aber bedürfen wir zu der weiten Reise nach Ostindien, wo mein Onkel, einer der reichsten Plantagenbesitzer, uns mit offenen Armen empfangen und in den Stand setzen wird, die mitgenommene Summe doppelt wieder zu ersetzen, worauf dir dann der Vater gewiß wieder verzeihen wird. Man sieht, wie schlaue das Laster zu Werke geht, seine Pläne zu erreichen, und seine Opfer zu gewinnen. Die leichtsinnige Dorethe glaubte dem Verführer alles auf sein Wort; wenn sie nur einem redlichen Menschen sich anvertraut hätte, der sie hätte warnen können —

umsonst sprach noch eine leise Stimme des unterdrückten Gewissens, Dorethe hörte nicht darauf, sie glaubte ihrem Robert alles, beraubte ruchlos ihren Vater, und begab sich mit ihm auf die Flucht.

Dieser Schlag war zu hart für William — der Undank eines Kindes, an dem er mit so großer Zärtlichkeit gehangen hatte, grub eine tiefe Wunde in sein Herz. Vergebens waren alle Nachforschungen; der Gram nagte immer tiefer an seinem Lebensfaden. Das Scheitern eines Schiffes mit kostbaren Frachten versetzte seine Finanzen in Unordnung; die Thätigkeit, durch die er sich vielleicht wieder hätte empor arbeiten können, war entschwunden, er siechte dahin, und folgte endlich mit dem schmerzhaften Bewußtseyn, durch seine Verzärtlung Schuld an dem Unglücke seines Kindes zu seyn, seiner Gattin in jene andere Welt. In seinem Testamente hatte er zwar Dorethen als Universalerin eingesetzt, aber er wußte selbst nicht in seiner Geistesverwirrung, wie er sich stand; bey der Inventirung zeigte sich vielmehr ein Deficit, und der ganze Nachlaß nebst den Forderungen an an-

dere Handelshäuser reichte kaum hin, die Passiva zu decken. So weit war es durch das Verfahren der unglückseligen *D o r e t h e* gekommen.

R o b e r t war mit ihr zu Schiffe gegangen, er sah voraus, daß er in der ungeheuren britischen Hauptstadt am sichersten unter fremden Namen verborgen bleiben könne. Auch sagten die Vergnügungen des volkreichen Londons am meisten seinem Hange zur Verschwendung zu. *D o r e t h e* selbst gefiel es ungemein in der Stadt, sie war weit davon entfernt, ihren Gatten, denn *R o b e r t* hatte sie geehlicht, anzuspornen, die beabsichtigte Reise nach Ostindien vorzunehmen, sie selbst nahm nur zu gerne Antheil an jeder Unterhaltung, und so taumelten beyde von einem Vergnügen zum andern, ohne nur daran zu denken, daß jeden Tag ihre Kasse sich vermindern müsse. Endlich erwachte doch *D o r e t h e* zuerst aus diesem betäubten Zustande, sie machte Vorstellungen, und wurde mißhandelt. Nun sah sie freylich ihr Unrecht ein, doch nur zum Theile, denn immer

noch hing ihr Herz fest an Robert, immer noch nahm sie selbst nur zu gerne Antheil an den Vergnügungen. Wie groß war ihr Schrecken aber, als einst spät in der Nacht Robert ganz verstört nach Hause kam. „Wir müssen augenblicklich fort, rief er, wenn uns nicht das größte Unglück einholen soll.“ Er war nämlich unter Spieler gerathen, und hatte alles verloren. „Du hast, sprach er zu Dorethen, noch ein Schmuckkästchen von einigem Werthe, dieß müssen wir noch zu retten suchen.“ Dorethe rang die Hände, sie weinte laut, aber Robert trieb sie zur Eile an. Er hatte Kleider mitgebracht, welche sie unkenntlich machen sollten, und so wanderten sie bey Nacht und Nebel aus dem Hause. Sie fanden ein Schiff, das sie aufnahm, und schon am frühen Morgen die Anker lichtete, und nach Lübeck bestimmt war. Also so nahe von Dorethens Heimath; doch es war kein anderes Mittel zur Flucht vorhanden. Dorethe, keines bestimmten Nachdenkens fähig, ließ sich von Robert nach Willkühr leiten. Auch in Lübeck änderte Robert seine Lebensart nicht, er fand bald Gesellschaften mit denen er ganze Nächte durchschwärmte, sein

Betragen gegen Doretten wurde immer rauer, und nur zu spät sah sie es ein, wie sehr sie sich in ihrer Neigung zu ihm getäuscht hatte. Sie sah sich betrogen, sie überließ sich dem bittersten Kummer. Robert gab vor, daß er in Geschäften, die eine bessere Zukunft erwarten ließen, auf einige Wochen verreisen müsse. Es war so weit gekommen, daß sie über seine Entfernung sich erfreute. Nun sehnte sie sich nach Zerstreuung, aber es mangelte ihr an Geld — gerne hätte sie das Schmuckkästchen angegriffen, aber wie hätte sie dieses wagen können, ohne sich den Mißhandlungen des zurück kehrenden Gatten auszusetzen. Doch überwand der Hang nach üppigem Leben und die Geldnoth in der sie sich befand ihre Bedenklichkeit. Sie veräußerte nur ein kleines Stückchen des Geschmeides, aber dieser neue Schritt des Unrechts brachte wieder mehrere Folgen nach sich.

Um diese Zeit war es, wo sie Fridoline kennen lernte, denn diese war mit dem Förster Martinach der Stadt gekommen, hatte bey dem Kaufmanne ihren rückständigen Lohn abgeholt, aber keine weitere Bestellung erhalten. Bey diesem

Kaufmanne befand sich eben D o r e t h e ; sie sah des Mädchens schöne Stickerey , und in ihrem Innern stieg der Gedanke auf , sich Unterricht geben zu lassen , um vielleicht selbst in der Folge von diesem Erwerbe Gebrauch machen zu können. Der Förster hatte ein Geschäft in der Stadt , das ihn einige Wochen aufhielt , denn er mußte für seinen Grafen einen neuen Plan zur Verbesserung des Forstwesens ausarbeiten , wo öftere Zusammenkünfte mit dem Grafen nothwendig waren. Der gute Alte erlaubte ihr daher , D o r e t h e n täglich auf einige Stunden zu besuchen , und ihr Unterricht im Sticken zu geben. So strichen mehrere Tage dahin , da erhielt D o r e t h e ein Schreiben , worin R o b e r t ihr meldete , daß seine Geschäfte unglücklich abgelaufen seyen , und daß nichts übrig bleibe , als den Schmuck zu veräußern , um die gemachten Schulden zu bezahlen. Dieß war ein Dolchstich in D o r e t h e n s Herz ; sie sollte also von ihrem letzten Eigenthume seine Lächerlichkeit unterstützen , und dann vielleicht selbst betteln gehen müssen ? Dieß wollte sie durchaus nicht , aber wie den letzten kleinen Schatz verbergen ? — Es mußte schnell geschehen , denn R o b e r t hatte

auch geschrieben, daß er in einigen Tagen wieder in Lübek ankommen werde; und nun faßte Dorette einen rasenden Entschluß, dessen Folgen sie nicht berechnen konnte, und der auch nur in einem solchen ganz verdorbenen Herzen empor keimen konnte.

Fridoline fand sich eines Tages wie gewöhnlich zur Lektion ein. Beyde unterhielten sich durch vertrauliches Gespräch, und Dorette zeigte ihrer Lehrerin den Schmuck; als diese ihn der schönen Fassung wegen recht sehr bewundert hatte, gab sie ihn wieder in den vorigen Schrank, ohne selben zuzuschließen. Gleich darauf wurde Dorette zu jemanden in ein anderes Zimmer berufen, wo sie ziemlich lange verweilte. Fridoline arbeitete indessen ununterbrochen und sehr fleißig an einem Blumenbouquet, das seiner Vollendung nahe war. Endlich kam Dorette zurück, sie war in der fröhlichsten Laune, scherzte mit ihrer Freundin, wie sie sie nannte, und umarmte sie mehrere Male. Fridoline entfernte sich, — doch eh' sie ihre Wohnung noch erreichen konnte, ereilte sie ein heftiger Platzregen. Sie stellte sich über eine Stunde lang unter ein Hausthor —

ein heftiger kalter Wind, der sich erhoben hatte, durchschauderte sie, sie konnte nicht länger mehr verweilen, und war herzlich froh, als sie ihr Zimmer erreichte, und die ganz durchnässten Kleider so schnell als möglich ablegen konnte. Es war ihr schon den ganzen Tag über nicht sonderlich wohl gewesen, sie begab sich zeitlich zu Bette. Die Wärme that ihr wohl, sie entschlummerte sanft, ach sie ahndete nicht, wie schrecklich ihr Erwachen seyn würde.

Dorethe hatte Besuch von einer Nachbarin bekommen, das Gespräch dehnte sich über verschiedene Gegenstände aus, und es kam auch Dorethes Schmuck zur Sprache, den die Nachbarin schon oft zu sehen gewünscht hatte, weil sie sich für eine große Kennerin hielt. Nun wollte jene den Wunsch ihrer Freundin gewähren, sie eilte ganz unbefangen an den Schrank, wollte das Kästchen herauslangen, und es stand nicht an seinem Plaze — sie suchte weiter, sichtbar mehrte sich mit jedem Augenblicke ihre Ängstlichkeit — sie warf alles durcheinander, die Nachbarin selbst half ihr suchen, aber vergebens, das Kästchen war nicht zu finden. Nun ging Dore-

thens Angst in Verzweiflung über, sie raufte sich die Haare aus, und heulte so laut, daß die Hausleute zusammen liefen. Der Diebstahl war erwiesen, aber wen sollte man dessen zeihen? Niemand war im Zimmer allein gewesen, als Fridoline. Dorethe selbst schwur hoch und theuer, daß diese gute liebe Seele unschuldig seyn müsse, allein die Sache war bereits zu sehr verlaublich worden. Einige dienstbare Hausleute holten eine Gerichtsperson herbey, und es wurde sogleich Dorethens Aussage zu Protokoll gebracht, und eine genaue Beschreibung des Schmuckes aufgenommen.

Wie Förster Martin nach Hause gekommen, war, und seine liebe Fridoline schlafend gefunden hatte, trug er sich auf den Zehen schleichend, sein bißchen Nachtmahl auf, und las dann in seinen Ausarbeitungen für den Grafen. Alles um ihn her war so stille und ruhig, da vernahm er plötzlich ein seltsames Geräusch auf der Gasse, die Glocke am Thore wurde angezogen, dieses geöffnet, und nun kam der Tumult näher herbey. Die Thüre öffnete sich, herein traten mehrere Gerichtspersonen, von Hausleuten begleitet. Mar-

tin fragte um ihr Begehren, und bat, doch nicht
 seine liebe Fridoline zu wecken. Aber schon war
 diese aufgewacht, und blickte voll Verwunderung
 und bleich über den schnellen Schrecken umher.
 Mit kurzen und trockenen Worten erklärte der
 Kommissär die Ursache seines Hierseyns — Vater
 Martin schüttelte halblächelnd den Kopf, einer
 solchen That, meinte er, wäre seine gute fromme
 Fridoline nicht fähig; aber der Kommissär, der
 streng an seinen Auftrag gebunden war, konnte
 von dieser Äußerung keine Notiz nehmen, es
 wurde sogleich Hausuntersuchung vorgenommen,
 und im wahren Sinne des Wortes das Unterste
 zum Obersten gekehrt. Fridoline, die sich nun in
 etwas gefaßt hatte, so viel es nämlich in einer
 solchen kritischen Lage seyn konnte, eilte zum
 Vater Martin, der trotz seiner Standhaftigkeit
 und seines festen Vertrauens, dennoch in heftiger
 Spannung war, und suchte ihn durch die Be-
 theuerung ihrer Unschuld zu beruhigen. Das
 ganze Zimmer war bis in die kleinsten Winkeln
 durchsucht, und nichts hatte sich gefunden, jetzt
 fiel dem Kommissär das durchnäste Kleidchen auf,
 welches bereits von einem der Gerichtsdiener bey

Seite gelegt worden war — es wurde noch einmahl durchsucht — „Ho! rief plötzlich der Kommissär, wir sind am Ziele,“ und zog aus dem kleinen Schubsäckchen einen Brillantring hervor, welcher sogleich mit der zu Protokoll gegebenen Beschreibung verglichen und vollkommen übereinstimmend befunden wurde. Fridoline sank mit einem lauten Schrey des Entsetzens auf einen Stuhl zurück, und auch Vater Martin war dem Umsinken nahe, und wurde nach dem Ruhebetto gebracht, wo er ohne ein Wort zu sprechen, in dumpfer Betäubung dahin starbte. Der Kommissär gönnte Fridoline einige Augenblicke Erholung, dann befragte er sie, wo sie den übrigen Schmuck hingegeben habe. Sie wollte sich vertheidigen, aber der Schrecken hatte sie so erschüttert, daß sie nicht sprechen konnte, ihre Knie zitterten, ihr Gesicht war mit Todtenbleiche überzogen, das Geständniß der Schuld schien auf ihrer Stirne kennbar zu seyn. „Schon gut, sprach der Kommissär, ihr hartnäckiges Schweigen wird ihr wenig nützen — bey Gericht wird man schon Mittel finden, sie zum Geständnisse zu zwingen, folge sie mir.“ Dieß brachte Fridoline einiger-

maßen zu sich; sie rang laut jammernd die Hände, sie stürzte mit Geschrey zu Martin's Füßen, und umklammerte sie, als ob er sie schützen sollte. Schweigend wollte sich der Alte über sie herab beugen, aber seine Kräfte waren erschöpft, er sank lautlos an das Lager zurück. Fridoline wurde von den Gerichtsdienern ergriffen, mit Gewalt fort geschleppt, und da sie wirklich zu schwach war, um gehen zu können, wurde ein Wagen herbey geholt, der sie nach dem Gefängnisse brachte. Die arme Fridoline brachte die Nacht in schrecklichen Convulsionen zu, sie war am andern Tag so krank, daß sie, statt verhört zu werden, dem Arzte übergeben werden mußte.

Wie Vater Martin am folgenden Tage sich durch ein frommes Gebeth mächtig gestärkt hatte, war sein erster Gang zu Dorethen; sein Besuch überraschte sie, äußerst betroffen kam sie ihm entgegen. Martin sprach mit all der Wärme von Fridolinens Unschuld, welche ihm seine Zuneigung zu ihr eingab, Dorethe war gerührt, sie schwamm in Thränen. Martin war ein guter Menschenkenner, durch ihre Theilnahme leuchtete eine Art Angst unverkennbar hervor, er urtheilte, daß auch

diese mit Schuld an den hervor quellenden Thränen trage, und war zu wenig politisch in seinem Benehmen, daß er sich nicht seinen Verdacht hätte sollen merken lassen. Dorette wurde dadurch gefaßter, kalt, beleidigend, und Martin schied mit einer Art Drohung von ihr. Er begab sich ins Gefängniß, aber er durfte Fridolinen nicht sprechen, die Richter selbst waren zu beschäftigt, um ihn vorzulassen, er eilte zum Grafen, und seine Dienstpflicht trug ihm auf, sich auf mehrere Tage nach einer andern Forstgegend zu verreisen. Wie schwer lag ihm nun diese Pflicht am Herzen, er erzählte dem Grafen den ganzen Vorfall, er bat ihn mit aufgehobenen Händen, sich um Fridolinen anzunehmen. Graf Wellau war zwar ein guter Mann, er versprach es, Martin reiste fort, aber der Graf, sehr zerstreut, jung, lebenslustig, hatte bald die arme Fridoline vergessen.

* * *

Drey Tage hatte die Unglückliche in Fieberhize dahin geschmachtet, der sorgfältigen Pflege

des Arztes und der alten Gefangenwärterin, Sabine, gelang es, die Hartnäckigkeit der Krankheit zu brechen. Sabine war eine altfluge äußerst gutmüthige Person, schon die zarte Miene des Mädchens hatte ihr Herz für sie eingenommen; ihre Frömmigkeit, ihre stille Hingebung in ihr trauriges Schicksal waren die sprechendsten Beweise von ihrer Unschuld, aber freylich nur für den Allmächtigen, der jeden unserer Schritte weiß, und für die Herzen guter Menschen, aber für den an seine Regeln fest gebundenen Richter nicht. Vergebens sprachen der Arzt und Sabine zum Vortheile der Gefangenen, man durfte nicht haarbreit von der Stimme des Gesetzes weichen. Fridoline wurde zum Verhör gebracht, sie beschwor ihre Unschuld, aber sie konnte selbe nicht beweisen. Der gesunde Ring bestätigte den Verdacht. Fridoline erzählte alle Umstände genau, man befragte sie, ob sie nicht auf Dorethen selbst irgend einen bösen Verdacht habe; sie gestand, diese stets von der besten Seite gekannt zu haben. Man hatte erhoben, wann Fridoline Dorethens Haus verlassen hatte, und wann sie in ihrer Wohnung angekommen sey. Es war mehr als eine Stunde

Zwischenraum, wo war sie in dieser Zeit gewesen? Sich vor Regen schützend, war sie in einer Hausflur untergestanden, aber sie wußte nicht einmahl das Haus genau anzugeben; konnte dieß nicht eben so leicht nur eine leere Ausflucht seyn? Die Unschuld sprach aus ihrem Gesichte, in diesem sanften, rührenden Tone konnte kein Schuldbe- wußter mit seinen Richtern sprechen, die Herzen der Anwesenden sprachen sie frey — der kalte Buchstabe des Gesetzes konnte nicht mit einstim- men. Man hatte von Dorethens und ihres Ge- mahl's bisherigem Betragen eben nicht die vor- theilhafteste Meinung; man beschloß also, sich auch wegen diesen beyden Personen näher zu er- kundigen, aber seit Fridolinen's Gefangenneh- mung waren mehrere Tage verfloßen, und als ein Gerichtsdienner sich näher im Hause erkundigte, hatte Dorethe am folgenden Tage, als der Förster Martin bey ihr gewesen war, einen Paß er- wirkt, und war nach Holland abgereiset. Indeß bestätigten mehrere Nachbarkleute, daß der Schmuck mit der Beschreibung vollkommen über- einstimmend wirklich vorhanden gewesen war. Die Entfremdung desselben war erwiesen, alle In-

zicht war gegen Fridolinen, das Gericht mußte zu strengeren Maßregeln greifen. Man verhörte die arme Gefangene noch einigemahle, da sie aber sehr natürlich auf der Betheuerung ihrer Unschuld beharrte, drohte man ihr mit der damahls noch üblichen Folter, und war grausam genug ihr die Marterwerkzeuge sehen zu lassen; dieß war mehr als Fridoline ertragen konnte. Ihr ganzes Nervensystem war so erschüttert, daß sie abermahls krank wurde. Während dieser Zeit war auf Anrathen eines menschenfreundlichen Richters an den Rath nach Amsterdam geschrieben worden, weil dahin Dorethens Reise ging, um durch deren persönliche Vorforderung vielleicht auf eine nähere für Fridolinen vortheilhafte Spur zu kommen. Zur Ehre von ihren Richtern gereichte es, alles aufzubieten, was deren Schicksal erleichtern konnte.

Durch dieses Vornehmen strichen mehrere Wochen dahin. Die arme Gefangene war indessen immer unter der Pflege der gutherzigen alten Gefangenwärterin Sabine geblieben. In dieser traurigen Lage war ihr einziger und ihr bester Trost ihre feste Religion, in ihrem inbrünstigen Gebethe

fand sie Stärke in ihren Leiden, und ihr festes Vertrauen auf Gottes unendliche Barmherzigkeit gab ihr die Kraft, nicht den schwarzen Vorstellungen von ihrer Zukunft zu erliegen. Hatte sie nun dadurch einige ruhige Stunden, so widmete sie diese dem Umgange mit der gutherzigen *Sabine*. Diese gute Alte bildete sich ein, eine würdige Tochter *Äskulaps* zu seyn, sie drang ihre vielbewährten für alle Krankheiten passenden Arzneymittel allen ihren Bekannten unentgeltlich auf, hinlänglich belohnt, durch ihre vermeinte Kunst irgend einem Übel abgeholfen zu haben, welches ohnehin durch die wohlthätige Einwirkung der Natur von selbst wieder gut geworden wäre. In unsern Zeiten sind dergleichen Quacksalbereien freylich nicht gestattet, doch ehemahls waren solche Hausmittel, abergläubische Anhängsel u. s. w. gang und gäbe. Nur eines konnte man *Sabine*n nicht absprechen, daß sie nähmlich, freylich nach dem Rezepte eines längst verstorbenen wirklichen Arztes, eine vortreffliche Salbe für geschwächte Augen zu bereiten wußte; sie theilte ihre Kenntnisse der guten *Fridoline* gerne mit, welche auch überall hilfreiche Hand mit anlegte,

und keine Gelegenheit unbenützt ließ, wo sie ihre Kenntnisse bereichern konnte.

Aber ach nicht gar lange sollte dieses gesellschaftliche Leben währen. Vom Amsterdamer Rathe lief ein Amtsbericht ein; man hatte nämlich *Dorethen* wirklich vorgesordert, und deren Aussage stimmte mit dem Vorhergehenden überein, *Dorethe* war hartnäckig darauf bestanden, daß niemand anderer als *Fridoline* die Diebin seyn könne, und dem Gerichte blieb also nichts mehr übrig, als nach damahliger Gewohnheit das Geständniß durch die Martern der Folter zu erpressen. Noch einmahl wurde die Ärmste verhört, noch drey Tage wurden ihr zur Bedenkzeit gegeben, zur Vorbereitung der bevorstehenden schrecklichen Qualen. Die Leser werden mir die Schilderung von *Fridolinen's* Zustand erlassen, ich weiß, daß gewiß keiner unter ihnen der Unglücklichen sein Mitleiden versagen wird.

Um diese Zeit war es, als Graf *Wellau*, um den Geburtstag seiner Tante zu feyern, ein glänzendes Fest veranstaltete. Er sann hin und her, womit er der geliebten alten Dame, welche bey ihm Mutterstelle vertreten hatte, eine Freude ma-

hen könne, und versiel, da er ihre Lieblingsneigung kannte, auf den Gedanken, ihr ein Geschenk mit einem artigen Schmucke zu machen. In dieser Absicht begab er sich zu Herrn Abraham, einen der angesehensten Schmuckhändler der Stadt, welcher wegen seiner Billigkeit und rechtlichen Gesinnung allgemein bekannt war. Er entdeckte ihm seinen Wunsch. „Lieber Herr Graf, sprach Abraham, wenn Sie wollen kaufen etwas rares, und so wohlfeil als ich es bekommen habe, so hätte ich da ein Schmuckkästchen mit excellenter Waare, nur ein einziges Ringelchen fehlt zur ganzen Garnitur, daß ich Ihnen sogleich willakkurat dazu machen lassen.“ Der Graf ließ sich das Schmuckkästchen zeigen — die Kleinodien gefielen ihm unendlich, der Preis war nicht überspannt, sie wurden des Handels einig, der Graf bezahlte mit Inbegrif des neu zu machenden Ringes, den geforderten Betrag, und ging mit seinem Kaufe vollkommen zufrieden nach Hause. Am folgenden Tage in der Frühe kam Förster Martin zurück. Jetzt erinnerte sich der zerstreute Graf erst an Fridolin, und sein Herz machte sich die bittersten Vorwürfe über seine Vergessenheit. Aber

urplötzlich fuhr wie ein leuchtender Blitzstrahl ein Gedanke durch seinen Kopf. Er befragte den Förster, ob er sich wohl auf die gerichtlich aufgenommene Beschreibung des entwendeten Schmuckes erinnern könne — er bejahte es, der Graf wies ihm das Kästchen, es war unfehlbar das Entwendete. Hastig riß nun der Graf an der Glocke, befahl schnell anzuspannen, und fuhr in der möglichsten Eile mit Martin nach dem Hanse des Juweliers. Die Hastigkeit, mit welcher der Graf eintrat, befreundete diesen. „Herr Abraham, sprach der Graf, Sie sind allenthalben als rechtlicher Mann bekannt, Sie werden mir daher gewiß auch aufrichtige Auskunft geben, wie Sie zu diesem Schmucke gekommen sind.“ „Allerdings, erwiederte Abraham gelassen, ich habe ihn von einer Frauensperson käuflich an mich gebracht.“ „Von einer Frauensperson, erwiederte der Graf, und blickte, einen Seufzer mühsam unterdrückend, auf den zitternd neben ihm stehenden Martin. Würden Sie wohl, fuhr der Graf fort, diese Person kennen, wenn man sie Ihnen vorstellte?“ „Ganz genau, ich war in ihrer Wohnung, habe mich durch Vorweisung ei-

ner Urkunde selbst überzeugt, daß der Schmuck ihr Eigenthum sey, und mir hierüber — erlangte eine Schrift aus seinem Schreibpulte hervor — eine Verkaufsschrift ausstellen lassen.“ Die Schrift war mit dem Nahmen *Dorethe Sandis* unterzeichnet. Martin faltete seine Hände gegen Himmel, dicke Thräuentropfen rollten über seine Wangen, und der Graf verständigte den Juwelier mit kurzen Worten von dem Zusammenhange der Sache. Sogleich war *Abraham* erböthig, mit zu Gericht zu gehen. „Um die Unschuld eines Menschen zu retten, sprach er, darf man keinen Augenblick säumen;“ er warf sich hastig in seine Kleider, und fuhr mit dem Grafen und *Martin* nach dem Anthonse.

Sie eilten die Treppe hinauf — da kam ihnen eben *Fridoline* entgegen, welche die Knechte nach der Folterkammer führten. „Halt, um Gotteswillen halt! sie ist unschuldig!“ schrie *Martin* — die Ärmste erkannte die Stimme, *Martin* eilte, sie zu umarmen, aber sie sank ohne Lebenszeichen an seine Brust. Die dienstfertige *Sabine* eilte herbey — „wir haben Beweise ihrer Unschuld, rief der Graf, auf meine

Verantwortung bringt sie nach ihrem Gemache zurück.“ Martin selbst trug die Ärmste nach dem Bette, wo alles zu ihrer Wiedererholung angewendet wurde. Martin wich nicht von ihrer Seite, er half der dienstfertigen Sabine ihre Hausmittel gebrauchen. Während dem waren der Graf und der Juwelier nach der Gerichtsstube geeilt — das Kaufsdokument und das Schmuckkästchen wurde vorgewiesen, der abgängige und bey Gericht depositirte Ring mit dem übrigen Schmucke verglichen. Alles ward vollkommen richtig befunden. Fridolinen's Unschuld schien in den Augen des Grafen erwiesen zu seyn, doch war noch ein Umstand vorhanden, der nicht hinreichend aufgeklärt war, wie nähmlich die Inquisitin zu dem einzelnen abgängigen Ringe gekommen sey. Konnte sie nicht wenigstens diesen entwendet haben? Bey allen ihren Verhören hatte sie erklärt, daß sie hierüber keine Auskunft geben könne — dieß konnte nicht als hinreichende Bestätigung angenommen werden; nur Dorethe selbst, die nun in der Sache versänglich genug war, konnte hierüber Auskunft geben; deßhalb mußte man sich an den Magistrat in Amsterdam werden —

wie lange konnte diese Angelegenheit noch verzögert werden? Und bis dahin sollte die arme *Fridoline* noch immer in strenger und schimpflicher Gewahrsam bleiben? Dieser Gedanke war dem gutmüthigen Grafen unerträglich, er bat um ihre Freyheit, damit sie wieder die ruhige Försterwohnung beziehen könne, und leistete Bürgschaft für ihre Person. „Das ist edel gedacht, Herr Graf, sprach *Abraham*, aber auch ich will das Meine beytragen. Da der Schmuck bis zum Ausgange der Sache bey Gericht depositirt bleiben muß, und mir mein Kaufrecht nicht abgesprochen werden kann, so soll doch der Herr Graf an seiner Freude nicht gehindeet werden, und will ich Ihnen für das bereits erhaltene Geld einen andern Schmuck liefern, bis zur Zeit als Sie ihn brauchen; dann nehme ich mein Eigenthum zurück, aber der Ring, der das arme Mädchen in so großes Unglück brachte, soll ihr Eigenthum bleiben, damit sie sich stets an Gottes wunderbare Hilfe erinnern könne.“ *Abrahams* edelmüthiges Betragen wurde mit dem verdienten Beyfalle aufgenommen; der Graf unterzeichnete das ausgefertigte Bürgschaftsinstrument,

und Fridolinens einstweilige Entlassung wurde bewilliget.

Durch Martins und Sabinens Bemühung wurde das arme Mädchen wieder zu sich gebracht; ihr erster Blick ruhte auf dem alten guten Förster, dann wandte er sich aber gegen Himmel, eine heiße Thräne quoll aus ihren Augen. „O du mein Gott, seufzte sie mit gefalteten Händen, du allein weißt es, daß ich gewiß unschuldig bin — o lasse mich an der Brust meines Wohlthäters sterben, daß ich diese schrecklichen Martern nicht ausstehen darf.“ „Nur ruhig mein Kind, sprach der Förster, der ewige allbarmherzige Gott hat bereits dafür gesorgt, daß du der Marter enthoben bist; er wird auch dafür sorgen, daß deine Unschuld gänzlich entdeckt wird. Wanke nur nicht in deinem Vertrauen auf diesen einzigen Helfer in der Noth, und suche dich stets durch dein frommes Gebeth zu stärken.“ Er enthüllte nun den ganzen Vorfall mit dem Schmucke. „Dachte ichs doch, rief die gutmüthige Sabine, daß dieses sanfte gottesfürchtige Mädchen keine Verbrecherin seyn könne; nun, nun liebes Mädchen, du hast Noth

und Elend sattfam kennen gelernt, nun suche auch deinen andern nothleidenden Mitmenschen nach Kräften zu helfen, und damit du dieß leichter kannst, werde ich dich mit allen meinen Hausmitteln bekannt machen — ich bin alt, und es wäre Jammerschade, wenn solche Kenntnisse mit mir zu Grabe getragen würden, du kannst der-einst, so wie ich, eine wirksame Wohlthäterin für die leidende Menschheit werden.“

Während dieses Gespräches traten der Graf und A b r a h a m in Begleitung eines Kommissärs in die Stube, welcher F r i d o l i n e n ihre einstweilige Befreyung bekannt machte. „Ey was einstweilig, murrte der alte M a r t i n, ich bürge mit Leib und Seele für ihre gänzliche Unschuld, und die niederträchtige Creatur, die ein solches armes schuldloses Geschöpf in solche Noth und Elend bringen konnte, wird es hier und dort noch strenge büßen müssen.“ Der Graf, der F r i d o l i n e n vorher nie gesehen hatte, und den natürlich dieses Mädchen außerordentlich interessiren mußte, betrachtete sie mit forschenden Blicken; die Gutmüthigkeit, welche aus ihren frommen Augen leuchtete, interessirte ihn unendlich. Zwar hatten

Angst und Elend sie nun gewaltig entstellte, aber die Spuren ihrer ehmaligen Schönheit waren nicht gänzlich vertilgt worden. Diese halb verblühten Reize konnten ja wiederkehren, wenn ihr voriger Seelenfriede und die ehmalige gute Pflege zugleich auf Geist und Körper wohlthätig wirken würden. Diese Bemerkungen machte der Graf, doch war er keiner unedlen Absicht fähig; gutherziges Wohlwollen erfüllte sein Herz, und er freute sich im Voraus, das arme Mädchen wieder blühend und glücklich zu erblicken. Nun wurden alle Anstalten getroffen, sie ihrem bisherigen traurigen Aufenthalte zu entheben. Ungefähr 14 Tage noch war Martins Gegenwart in der Stadt nothwendig, bis dahin mußte auch sie in seiner Wohnung bleiben, dann konnte sie ihren ländlichen Aufenthalt wieder beziehen, nach welchem sie sich so sehr sehnte. Sabine bedung sich aus, das Mädchen alle Tage besuchen zu dürfen, um ihr versprochenem Unterrichte in der Arzneywissenschaft zu ertheilen. Der Wagen fuhr vor, Fridoline nahm herzlich Abschied von Sabine, und betrat bald ihre ehmalige Wohnung in der Stadt wieder. Doch nur einige Stunden ruhte

sie erschöpft von dem Wechsel der heftigsten Empfindungen, dann aber mußte sie Vater Martin nach dem nächsten Gotteshause geleiten, wo sie in frommer Andacht auf ihre Knie sank, dem Ewigen für ihre wunderbare Rettung zu danken. Dieß ist die heiligste Pflicht des Menschen; wer nie von seiner Liebe zu dem Urheber aller Wesen abweicht, o dem blüht ein süßer Trost, das erhabenste Gefühl der schönsten Pflichterfüllung im Herzen, welches keine Schätze der Erde aufwiegen können.

Endlich schlug die so sehnlich gewünschte Stunde, wo die gute Fridoline ihren ländlichen Aufenthalt wieder betreten, und sich an der Seite ihres geliebten Vaters der stillen Häuslichkeit widmen konnte. Je näher sie der lieblichen Wohnung kamen, desto freudiger schlug ihr Herz, denn es harrete ja auch ein guter liebender Vater ihrer, den sie wieder in ihre Arme schließen konnte. Ihm war von dem Schicksale seiner Tochter nichts bekannt geworden, er glaubte sie ruhig in der Stadt an Martins Seite; wozu hätte man denn auch das Herz des alten Mannes betrüben sollen. Auch nun verabredeten Martin und

Fridoline, vor ihm den ganzen Vorfall zu verschweigen. Sie langten in der Försterwohnung an — hier erschütterte ein trauriger Anblick das zartfühlende Mädchen. Herr Werner befand sich zwar gesund, aber sein Augenlicht hatte so sehr abgenommen, daß er seine Tochter kaum mehr erkennen konnte, aber der Ton ihrer bekannten Stimme drang in sein Herz, er drückte sie unter Freudenthränen an seine Brust, und Fridoline versprach ihm, ihn nie mehr zu verlassen.

Jedes Plätzchen besuchte sie nun, alles war ihr so lieb und werth geworden, gleichsam verzüngt trat sie ihre häuslichen Geschäfte wieder an, pflegte ihr Gärtchen, und — liebte ihre geliebte Taube, welche der Vater so sorgfältig gepflegt hatte, und die ihre Freude über den Wiederanblick ihrer geliebten Herrin nicht genug darthun konnte. Nun war Fridoline wieder in ihrem Elemente — aber ein Gedanke erwachte in ihr, dem sie immer besser nachhing, und endlich bey Martin sich Rath's erhohlte. Sie konnte nämlich nicht ohne das heftigste Mitleid den armen Vater betrachten. Seine Erblindung erschütterte ihre Seele, und sie war unentschlossen, ob sie

nicht das von S a b i n e n erlernte Heilmittel in Ausübung bringen sollte. Für sich allein wagte sie dieß Unternehmen nicht. M a r t i n hörte ihr aufmerksam zu, aber auch er war unentschlossen. An der Gesundheit des Menschen soll man nicht erst Proben anstellen, sprach er, sondern seiner Sache gewiß seyn. Der Schaden, der aus solchen Dingen entstehen kann, ist oft nicht mehr zu ersetzen, und läßt dann nur die Vorwürfe marternder Reue zurück. Ich lobe deine kindliche Sorgfalt, aber du mußt dich nicht dadurch zu einer Unternehmung hinreißen lassen, die vielleicht gefährlich werden könnte. Gedulde dich daher, bis in einigen Tagen der Graf auf sein Schloß kömmt, ihn wird sein Leibarzt wie gewöhnlich begleiten — den wollen wir mit dem vorgeschlagenen Mittel bekannt machen; er als sachverständiger Mann wird dann am besten darüber urtheilen können. Diese Äußerung beruhigte F r i d o l i n e n wieder, sie sah mit froher Hoffnung der Ankunft des Arztes entgegen.

Der Graf schrieb an seinen Schloßverwalter, alles zu seiner Bequemlichkeit herzurichten; nun wurde die ganze Dienerschaft und alle Hausge-

nossen in Bewegung gesetzt, auch Fridoline ließ sich nicht wehren, mit geschäftiger Thätigkeit mitzuarbeiten, und die Zimmer ausschmücken zu helfen. Der Verwalter, der schon ein alter Mann war, und sich nicht sonderlich auf Geschmack verstand, ließ sie freundlich gewähren. Des Grafen Schlafgemach war ihr vorzügliches Augenmerk. Hier wurden die Trapperien und Bettvorhänge nach einer modernen Art hergerichtet, die Toilette ganz anders geordnet, die Fenster mit den herrlichsten Blumen geschmückt, prächtige Vasen und Büsten, die bisher geschmacklos in die andern Gemächer vertheilt waren, wurden hier an ihren rechten Platz gebracht, und sogar die Handbibliothek des Grafen, welche durch die Ungeschicklichkeit des Zimmerputzers in ein wahres Chaos verwandelt worden war, in die gehörige Ordnung gestellt; kurz, Fridoline hatte durch ihren Geschmack dieses Kabinett in einen kleinen Feentempel zu verwandeln gewußt. Martin klatschte vor Freuden in die Hände, und der alte dicke Schloßverwalter strich sich wohlbehaglich den Bauch über seinen klugen Einfall,

dem Mädchen die Einrichtung des Schlosses überlassen zu haben.

Endlich langte der gebiethende Graf an; im feyerlichen Zuge gingen ihm die Schloßbewohner und Landleute entgegen. Auch Fridoline fehlte unter den Bewillkommenden nicht. Durch ihre anspruchlose Bescheidenheit zeichnete sie sich unter allen übrigen Mädchen aus. Lange ruhte des Grafen Blick auf ihr, sein Herz fühlte die innigste Wonne, zur Rettung dieses holden Geschöpfes beygetragen zu haben. Er dankte allen für den freundlichen Empfang. Vergnügt, so viele Menschen um sich zu sehen, die ihm mit reiner unverfälschter Liebe entgegen kamen, betrat er das Schloß, wo er alles nach seinem Wunsche hergerichtet fand. Das Schlafgemach fiel ihm besonders auf, und ein freundliches huldvolles Lächeln lohnte Fridolinen, als er erfuhr, daß die geschmackvolle Herrichtung ihr Werk gewesen war.

Doch es ist nicht meine Sache die Gepränge der Festlichkeiten zu beschreiben, welche nun veranstaltet wurden. Fridoline zog sich unter einem passenden Vorwande, in ihr häusliches Wesen zurück, sie wollte sich wegen ihrer erlebten trau-

rigen Epoche nicht den Blicken der fremden Gäste preisgeben. Der Graf erkannte dieses zarte Gefühl, und billigte es.

* * *

Sobald es nur immer möglich war, besprach sich Martin mit dem Leibarzte. Dieser menschenfreundliche Mann eilte bey der ersten günstigen Gelegenheit nach der Försterswohnung. Er untersuchte genau den Augenzustand des alten Mannes, und durchging mit Vorsicht und Sachkenntniß die vorgelegten Rezepte. Liebes Mädchen, sprach er, ich kann nicht anders, als diese, einst von einem berühmten Arzte verfaßten Vorschriften gut heißen. Ihr Vater wird bey dem Gebrauche nie den geringsten Schaden zu befürchten haben, doch muß ich Ihnen eben so aufrichtig gestehen, daß ich wenig Hoffnung hege, das bereits veralterte Übel heben zu können. Indessen man kann nichts in dieser Welt mit Gewißheit vorher bestimmen, darum rathe ich Ihnen sogar, die Kur vorzunehmen, und zwar wenn es Ihnen gefällig ist, unter meiner Leitung,

ich werde mir es gewiß zum größten Vergnügen rechnen, dieser neuen Priesterin der Heilkunde dienlich an die Hand zu gehen.

Fridoline dankte dem Redlichen innig für sein menschenfreundliches Anerbieten; die Ausführung ihres Vorsazes war nun ihr eifrigstes Streben, und der Arzt stand ihr in Allem thätig bey. Der Graf erfuhr alles, er fand neue Ursache, dem Mädchen recht herzlich gut zu seyn, er begleitete selbst den Arzt einigemahle, um sich von Fridolinens häuslichem Thun und Wesen zu überzeugen. Wochen strichen dahin, es zeigte sich keine Aenderung in dem obwaltenden Übel; der Arzt blieb bey seiner Meinung, daß die Bemühung fruchtlos sey, aber Fridoline wich von ihrer Standhaftigkeit nicht. Sie hielt fest in ihrem Vertrauen auf Gottes unendliche Gnade, und eine innere Stimme schien ihr stets bey ihrem inbrünstigen Gebethe Trost und Hoffnung zuzustüßern; daher wankte sie auch in ihrem Vorsaze nicht, und wer kann ihr unbeschreibliches Entzücken schildern, als ihr einst bey Abnahme des Verbandes der Vater mit freudigem Lächeln bedeutete, daß er weit besser und deutlicher, als seit

langer Zeit die Gegenstände um sich her aus-
 nehme. Er verlangte ein Buch, und las ein
 Paar Zeilen, da er vorher gar keinen Buchsta-
 ben mehr hatte unterscheiden können. Fridoline
 schwebte in einem Meere von Wonne, der Arzt
 theilte im stillen mit ihr dieses himmlische Ent-
 zücken. Nun wurde ihre Sorgfalt verdoppelt,
 und da nun einmahl die Härte der Krankheit ge-
 brochen war, trat mit jedem Tage sichtbar die
 Besserung ein. Vater Werner ward endlich so
 hergestellt, daß er den vollkommenen Gebrauch
 eines gesunden Augenlichtes hatte. In der ganzen
 Umgegend hatte dieß Aufsehen erregt. Der Graf
 veranstaltete ein großes Fest, zu welchem die an-
 gesehensten Honoratioren der Gegend geladen wa-
 ren, und wobey Fridoline als Königin des Fe-
 stes prangen sollte. Vorher wurde ein feyerliches
 Hochamt zur Danksagung gehalten. Gleichsam im
 Triumphe wurde Fridoline nach der Kirche be-
 gleitet, Aller Augen sahen auf sie, aber dieß
 konnte sie in ihrer Andacht nicht irre machen; sie
 war nie gewohnt, nur die Stellung eines Be-
 thenden anzunehmen, und zerstreut ihre Blicke
 allenthalben herum schweifen zu lassen, nur zu

Gott wandte sich ihr Herz ausschließlich, und darum war es auch allemahl mit heiliger Andacht erfüllt. Ein Gedanke störte auf einige Augenblicke ihre Geisteserhebung, sie erinnerte sich nämlich, daß sie bey dem heutigen Feste den Vorsitz führen, und von Allen ihrer Gefangenschaft wegen angesehen werden würde. Ein kränkendes Gefühl, da sie noch nicht gänzlich frey gesprochen, und nur auf die Bürgschaft des Grafen entlassen worden war. Ein tiefer Seufzer drängte sich bey dieser Vorstellung aus ihrem Busen, da fiel ihr Blick auf den lieben Vater — „o mein Gott, sprach sie, er würde ja jetzt nicht so glücklich geworden seyn, wenn ich nicht so unglücklich gewesen wäre, durch mein hartes Schicksal gelangte ich ja zur Bekanntschaft mit S a b i n e n und zur Erlernung ihres Heilmittels. O Gott, wie wunderbar lenkst du die Menschen zu ihrem Besten, wie gerne würde ich noch einmahl der heutigen Glückseligkeit wegen die gehalten Leiden ertragen; ja gewiß, gewiß, der Ewige wird auch meine Unschuld gänzlich rechtfertigen lassen!“ Dieser Gedanke gab ihr die vorige Kraft wieder. Sie ging zum Feste, alles bezeugte ihr volle Achtung, kein

einziges vorlautes Wort oder zweydeutiger Blick störte ihre Ruhe, und dennoch war sie herzlich froh, als sie nach dem geendeten Feste dem Gewühle entkommen, und sich wieder in ihre ruhige Wohnung begeben konnte.

* * *

Darf der Mensch, wenn Ruhe und Wohlstand ihn umgibt, sich dem sicheren Glauben überlassen, daß dieß ewig so wahren werde? Darf der Begüterte stolz auf seine Reichthümer, der Held auf seine Lorbern, der Gewaltige auf seine Macht seyn? Ist dieses Leben nicht ein Traum, der nur in wirren Bildern unsere Sinne umgaukelt, und uns aus den blumigen Fluren eines Paradieses in den schwärzesten Abgrund versenket? Nie soll man der Gegenwart trauen, denn die Zukunft liegt vor uns in einem dunkeln Schleyer verborgen; und wenn wir den heitersten Morgen erwarten, jagt schnell ein Sturm finstere Wolkenmassen zusammen, welche sich zum furchtbaren Ungewitter entwickeln. — So ging es auch Fridolin, rings lachte alles Freude um

sie her; und ihre Seele war so heiter, wie über ihr der azurne Himmel, und doch drängten sich langsam noch finstere Wolken herauf, welche bald diese Heiterkeit trüben sollten.

Seit geraumer Zeit hatte man Spuren von Wilddieberey in den gräßlichen Waldungen entdeckt. Der Graf, der strenge auf Ordnung hielt und kein Unrecht, keine Bosheit erdulden konnte, war darüber sehr aufgebracht, und ertheilte allen Jägern seiner weitläufigen Forste geschärfte Befehle, dem Unwesen nachzuspüren, und selbem nach Kräften zu steuern. Vorzüglich ärgerte es den Oberförster Martin, daß gerade in seinem Jagdbezirke dieses Unheil vorgefallen war. Er gab sich mit seinen untergeordneten Jägern und Jungen alle mögliche Mühe, man fand zwar erlegtes Wild, aber keine Spur von den Verbrechern. Nur einmahl entdeckte Martin einen Kerl, der bey seiner Annäherung schnell ins dicke Gebüsch entfloh, Martin rief ihm zu, stille zu halten — dreytmahl geboth er, der Fremde stoh — da schlug er an, und sah ihn stürzen. Wie Martin an dem entfernten Plage ankam, fand er zwar Spuren von Blut auf dem Boden, aber

von dem Verwundeten war nicht das Geringste zu entdecken. *Martin* erzählte zu Hause den Vorfall, und man rieth ihm nun um so vorsichtiger zu seyn, denn wahrscheinlich war eine ganze Bande verborgen, welche nicht säumen würde, den Tod oder die Verwundung ihres Kameraden zu rächen. *Martin* lachte dieser Besorgnisse. Mein Auge, sprach er, ist noch scharf genug, um auch in der Ferne die kleinsten Gegenstände zu bemerken, mein Stutzen trägt sicher, und auf die Wachsamkeit meiner Doggen kann ich mich verlassen, darum seyd um mich unbekümmert, und muthet mir alten Knaben, der im Dienste grau geworden ist, nicht zu, daß ich nun aus thörichter Furcht meine Pflicht vernachlässigen werde. So suchte *Martin* seine guten Freunde zu beschwichtigen, und blieb fest auf seinem Vorsatze.

Wenige Tage darnach nahm er ebenfalls sein Doppelgewehr, berief seinen getreuen Hund zu sich, und ging, von einem Jägerjungen begleitet, nach dem Forste. Die Zeit verstrich, welche er zu seiner Rückkehr bestimmt hatte. Mit immer steigender Ungeduld wartete *Fridoline* seiner, eine unbeschreibliche Angst hatte sich ihres Herzens be-

mächtiget, die sie nicht länger mehr verbergen konnte. — Sie sprach mit Sebastian, dem ältesten Jäger; dieser schüttelte gewaltig den Kopf. „Da soll ja gleich das Donnerwetter darein schlagen, rief er, welcher böse Geist mußte denn den Herrn leiten, gerade diesen Burschen mitzunehmen; wäre ich nicht eben im Schloße mit Wildbret gewesen, wie er fortging, bey meiner armen Seele, ich hätte es nicht angehen lassen. Drey Wochen ist der Bursche bey uns im Hause, und er hat mir noch keinen Augenblick gefallen. Ein wahres Maleszjgesicht, dem der Schalk zum Auge heraus sieht — erst vor ein Paar Tagen hat ihn der Herr Martin mit der Hundspeitsche ein bißchen Mores gelehrt, und seitdem schlich der Bube herum, wie ein verstockter Sünder, und nun muß dem Herrn der böse Feind den Gedanken einhauchen, diese Belzebubsbrut mitzunehmen. He da! Hannß! Joseph! hängt eure Stutzen um, nehmt die Diana und den Holofernes mit, die stöbern den Satan in der Hölle auf, und folgt mir ins Dickigt, mir ahnet nichts gutes, und ich verobligire mich, einen Ziegenbock zu schießen, wenn wir dießmahl alle sonder Ge-

fährde zurück kommen.“ Die Bursche waren schnell bewaffnet; die Doggen sprangen laut bellend voraus, und rasch gieng dem Walde zu.

Diese Worte waren freylich nicht geeignet, Fridolinen zu beruhigen, sie schlich nach ihrer Kammer, und harrte angstvoll der kommenden Dinge. Zwey ewig dauernde Stunden strichen vorüber, da vernahm sie von außen ein Geräusch, sie hörte Sebastian's polternde Stimme, und ein dumpfes Gerede im Hofe; eben wollte sie aus dem Zimmer eilen, als Sebastian mit verstärkter Miene herein trat. „Erschreckt nur nicht, liebes Mamsellchen, sprach er, die Sache leidet weder Verschweigen noch Aufschub, das Unglück ist einmahl fertig, richtet nur geschwinde ein Bett zu rechte, den Herrn darauf zu legen; der langfüßige Hanns ist wie die Kugel aus dem Rohr ins Schloß hinüber geflogen, den Arzt herbey zu holen, und Joseph wird den Augenblick mit 2 Pferden nach dem Markte sprengen, auch den Wundarzt zu bringen. Gottes Zorn und meine Kugeln werden den Schurken schon noch erreichen!“ Von diesen Worten hörte Fridoline nichts mehr, sie stürzte händeringend in den Hof, und

stieß ein lautes Angstgeschrey aus, als sie den armen Vater Martin, ohne Lebenszeichen und mit Blut übergossen auf einer Tragbahre von Baumästen liegen sah. Das ganze Hausgesinde war in Allarm, man brachte den Leichnam auf das Bett, und nach wenigen Augenblicken trat auch der gräßliche Leibarzt ein. Die Wunde wurde untersucht, der Arzt erklärte sie für tödtlich, doch wollte und konnte er dem erwarteten Wundarzte nicht vorgreifen, legte nur schnell einen Verband an, und suchte den Ärmsten ins Leben zu bringen; bald darauf traten auch der Graf selbst und der Wundarzt ein. Ängstlich harrete Fridoline auf des Letzteren Ausspruch, aber auch dieser war nicht tröstender, die Kugel war tief eingedrungen, und es war keine Möglichkeit sie heraus zu bringen. Doch gab der Wundarzt Hoffnung, daß er vielleicht noch mehrere Stunden leben könne, und alles was der Kunst übrig blieb, war, die Schmerzen zu lindern, und die Lebensgeister für die noch übrige kurze Frist zu stärken.

Der arme Martin hatte sich ermannt, sein Blick dankte der Theilnahme des Grafen und Fridolinen's, welche gleich bestürzt über diesen

Vorfall waren. *Martin* bat um den Ortsgeistlichen, und ersuchte den Grafen, da kein Rechtsfreund zugegen war, durch seinen Haussekretär seinen letzten Willen aufsetzen zu lassen. Beyde verlangten Personen kamen bald. Zuerst nahm *Martin* als frommer Christ zu Gott seine Zuflucht, und bat ihn in rührender Andacht um Verzeihung seiner Vergehungen und um barmherzige Aufnahme in sein ewiges Reich. Er fühlte sich nun beruhiget und mächtig gestärket, und schritt zur Bekanntmachung seines letzten Willens, in welchem er *Fridolinen* und ihren Vater als Erben einsetzte, und den Grafen flehentlich bat, bey ihr an seiner Statt Vaterstelle zu vertreten, welches dieser auch feyerlich gelobte.

Martin entschlief so sanft und ruhig, wie es bey einem redlichen und wahrhaft andächtigen Menschen nicht anders zu erwarten ist, denn nur dem Bösewichte kann der Tod furchtbar seyn, da sich ihm bey dem ersten Schritte in jene Welt seine Unthaten mit grellen Farben vor seine Sinne drängen müssen, und er die Überzeugung fühlt, bald vor einem zwar gütigen aber auch eben so strengen Richter zu stehen. *Fridoline* war in tie-

fen Schmerz versunken, der Verlust ihres Wohlthäters mußte den innigsten Kummer erzeugen. Auch ihr stand nun eine Veränderung bevor. Der Graf hatte dem sterbenden Martin versprochen, ihr ein zweyter Vater zu seyn, aber in der Försterwohnung konnte sie nicht bleiben, die erledigte Stelle mußte sogleich besetzt werden. Der neu ernannte Nachfolger Martins zog mit Weib und Kinder ein, und der Graf wies Fridoline und ihrem Vater eine Wohnung in seinem Schloße an. Umsonst konnten sie diese Wohlthat nicht annehmen, der Vater erbot sich in der gräflichen Kanzley zu arbeiten, und Fridoline half den Garten des Grafen zu pflegen, und nahm einen Theil der häuslichen Wirthschaft über, ohne jedoch jemanden aus seiner vorigen Dienstleistung zu verdrängen, welches der Graf selbst nicht wollte. Nun blieb ihr noch Muße genug übrig, sich wieder mit Stickerey zu beschäftigen, auch hatte der Graf für ein gutes Fortepiano gesorgt, und da Fridoline in früheren Jahren meisterhaft spielte und sang, so wußte sie bald das Versäumte wieder einzubringen, und mit Bewunderung hörte ihr der Graf manche Stunde zu, und

sein Blick ruhte mit herzlichem Wohlwollen auf dem eben so guten als liebenswürdigen Geschöpfe. Noch eine andere Unterhaltung hatte Fridoline, ihr gutes Liebes Täubchen kam nicht von ihrer Seite, und der Graf brachte ihr auch eine junge Elster, welche sie bald so zahm aufzog, daß sie sich nicht nur mit der Taube vertrug, sondern beyde Geschöpfe auch den Grafen so lieb gewannen, daß sie oft stundenlange, wenn er im Garten spazieren ging, koseend um ihn her flatterten. So schwanden denn, den Kummer über den Verlust Vater Martins abgerechnet, ihre Tage in stiller Ruhe und Zufriedenheit dahin.

Der Graf hatte während dem nicht gesäumt, Rache für den Tod seines Oberförsters zu suchen, er hatte sich mit den benachbarten Gutsbesitzern ins Einvernehmen gesetzt, und ein allgemeiner Streifzug in der ganzen Umgegend war verabredet worden, doch wir müssen nun den ferneren Verlauf der Geschichte abbrechen, um frühere Begebenheiten nachzuholen.

* * *

Wir wissen leider, wie ruchlos Dorethe an

der armen Fridoline gehandelt hatte. Die Nachricht ihres Roberts, daß er zurück kommen, und den unglückseligen Schmuck verkaufen werde, bestimmte sie zu dem Entschlusse, dieses ihr letztes Eigenthum für sich zu behalten. Wie war aber dieß anzufangen, ohne sich von Seite Roberts den größten Mißhandlungen Preis zu geben? Nur durch eine vorgebliche Entfremdung konnte dieses ihr Eigenthum gesichert werden, und kein Werkzeug schien ihr zur Ausübung ihrer Bosheit passender, als die arme Fridoline. Da sie das Mädchen bey ihrem Abschiede einigemahle umarmte, so gelang es der Arglistigen nur zu gut, ihr den Ring in das Schubsäckchen zu praktiziren. Sobald Fridoline fort war, und ehe noch der Diebstahl bey Gericht anhängig gemacht wurde, welches selbst auch aus der Ursache nicht öffentlich bekannt machte, weil man in Fridoline den Dieb schon auf der That erhascht zu haben glaubte — schloß Dorethe den Kauf mit Herrn Abraham ab, und glaubte nun die Früchte ihres schändlichen Betruges in Ruhe genießen zu können. Als aber am folgenden Morgen Vater Martin zu ihr kam, und seine biederkräftigen Worte ihr

Herz erschütterten, ja als er nicht undeutlich merken ließ, daß er Dorethen selbst irgend eines Unterschleifes wegen in Verdacht habe, da erfüllte Schrecken ihre Brust; sie war überzeugt, daß sie bey einem gerichtlichen Verhöre nicht bestehen würde, benützte die wenigen Tage von Fridolinen's Krankheit, ließ sich einen Reisepaß geben, und entfloß nach Amsterdam. An Roberten hatte sie geschrieben, daß sie durch die Entwendung des Schmuckes nun gänzlich verarmt sey, ihm nicht mehr helfen könne, und gezwungen von Noth an irgend einem fremden Orte ihr Unterkommen suchen müsse. Als sie auch in Amsterdam vor Gericht gerufen wurde, glaubte sie sich auch da nicht sicher, und entfloß nach Magdeburg. Nun war sie unerkannt, sich selbst überlassen. Sie sah wohl ein, daß das für den Schmuck erhaltene Geld nicht ewig währen würde, aber wo sollte sie eine andere Hilfsquelle eröffnen, da sie in ihrer Jugend nichts gelernt, und stets zu faul zu jeder Arbeit gewesen war? Bey einem solchen leichtsinnigen Geschöpfe, wie Dorethe war, konnten freylich diese Betrachtungen nicht anhaltend seyn. Sie überließ sich wie vor und eh

den Vergnügungen, griff dabey immer tiefer in ihren Säckel, und brachte endlich das Restchen Vermögen ganz auf die Neige. — Nun mußte sie Schulden machen, man borgte ihr anfangs willig, denn sie wußte sehr gut ihre Noth zu verbergen, aber wie lange konnte dieß währen, sie war in Gefahr entdeckt und aufgehoben zu werden, und fand Gelegenheit heimlich in Bauernkleidern zu entfliehen. Mehrere Tagreisen war sie entfernt, hatte meistens sich durchgebettelt, da konnte ihr Körper die ungewohnten Mühseligkeiten nicht mehr ertragen, sie erkrankte, und blieb auf der Heerstraße liegen. Wie schmerzlich mußte ihr dieses Schicksal seyn, welche bittere Kränkungen mußte sie erdulden, wenn die Wanderer hart-herzig, ihrer Noth nicht achtend, vorüber gingen. Sie ward immer schwächer, Hunger und Durst stellten sich mit ihrer Folter ein, und sie besaß nicht Kräfte genug, sich aufzurichten und weiter zu schleppen. Wie leicht hätte da ein guter Gedanke in ihrer Seele aufkeimen, und sie als reuige Sünderin wenigstens um Stärkung in ihren Leiden zu Gott dem Allmächtigen stehen können — aber Dorethens Herz war verhärtet, und

leider ihr Unglück noch nicht groß genug, um sie zur Erkenntniß ihrer Bosheit zu bringen.

In dumpfes Dahinschmachten versunken, weckte sie das Rollen eines Wagens aus ihrer Betäubung. Ein Bauer, welcher seine Früchte in der Stadt verkauft hatte, kehrte mit dem leeren Gespanne nach seiner Wohnung zurück. Er sah die Leidende am Wege liegen, und Mitleid erfüllte sein Herz. Der erste Anblick schon sagte ihm, wie sehr sie seiner Hilfe bedürfe; er half ihr auf den Wagen, ließ die Kasse nun langsamer vorwärts schreiten, und brachte sie endlich in seine Wohnung nach einem reinlichen abgelegenen Stübchen, wo er sie durch Speise und Trank zu erquicken suchte. Diese Pflege und eine anhaltende Ruhe wirkten vortheilhaft auf ihren Körper, sie wäre gerne länger hier geblieben, und hätte sich umsonst ernähren lassen, aber dieß war der Bauer nicht willens. Er befragte sie, woher sie käme, D o r e t h e wußte ihn durch eine erdichtete Erzählung zu täuschen, und er bedeutete ihr endlich, daß sie für ihren ferneren Unterhalt auch arbeiten müsse. Freylich ungerne entschloß sich D o r e t h e hiezu, aber sie hatte keinen

andern Ausweg. Sie schickte sich also zur Arbeit an, aber o Himmel! nicht nur daß ihr Kraft und guter Wille gänzlich mangelte, sie grif auch alles so ungeschickt und unbeholfen an, daß sie nur zum Gespötte der übrigen Dienstmägde wurde. Auch besaß sie wenig die Gabe, sich bey den Leuten beliebt zu machen. Bald ward ihr daher alles auffäßig, man neckte sie wo man konnte, und selbst der Bauer ließ ihr deutlich merken, daß er ihrer Dienste überdrüssig sey, und ihre Entfernung verlange. Dorette suchte die Schuld dieses Betragens nicht in sich selbst, sie nannte ihre Umgebungen böshafte Menschen, vergaß die Wohlthaten, welche ihr der Bauer erwiesen hatte, fühlte sich vielmehr durch sein gegenwärtiges barsches Betragen hoch beleidiget, und schwur sich zu rächen. Verstellungskunst besaß sie aber doch genug, sich diese Gestanungen nicht im geringsten merken zu lassen, sie bat vielmehr flehentlich, sie nur noch acht Tage im Hause zu behalten, welches ihr auch bewilliget wurde.

Die Schlaue wußte recht gut, daß binnen dieser Zeit im nahen Kirchspiele ein großes Fest gefeyert wurde, wo der Vormittag der Andacht

bestimmt war, die übrige Zeit aber, so wie die Nacht, dem Tanze und andern Vergnügungen gewidmet wurde, daher auch die, welche dieses Fest besuchten, erst am folgenden Mittage wieder zurück kommen konnten. Diese Zeit hatte sie zu ihrer Unternehmung bestimmt, und schon einige Tage vorher ward sie kränklich, so daß man sah, sie könne dem Feste nicht beywohnen. Die andern flinken Dirnen waren froh, in ihr eine Haushälterin zu haben, denn an ihrer Ehrlichkeit hatte man bisher nicht zweifeln können. Als daher der Tag des Festes heran nahte, wurde ihr und einem Knechte, der wegen einer Verletzung am Fuße nicht zur Reise oder zum Tanze geeignet war, die Obacht des Hauses anvertraut, und schon am frühen Morgen zog alles den gehofften Vergnügungen entgegen. Die Gegenwart des Knechtes war ihr sehr unwillkommen, und sie sann hin und her, wie sie diesen überlisten, und zu dem wohlbekannten Geldschrank des Bauern gelangen könne.

Nachsinnend schlenderte sie vor dem Hause im Schatten der Bäume umher, da schritt ein einzelner Wanderer das Feld herüber, ging gerade

auf Dorethen zu, und bat sie um etwas Labung und Aufenthalt auf eine Stunde, um etwas ausruhen zu können. Wie sehr war Dorethe betroffen, als sie gleich bey dem ersten Blicke ihren Gatten Robert erkannte. Auch er blieb trotz ihres entstellten Anblickes nicht lange in Ungewißheit. „Um alles in der Welt willen verrathe mich nicht, rief Dorethe, ich bin nicht allein hier im Hause, und ich könnte leicht entdeckt und bestraft werden.“ „Bestraft? Es ist also nicht ganz rein mit deinem Gewissen; du liebes Püppchen, ey erzähle mir doch, ich habe auch seit unserer Trennung manches Abenteuer überstanden, und wir können vielleicht eines dem andern mit Rath und That an die Hand gehen.“ Robert erfuhr mit kurzen Worten, was hier im Hause vorgegangen, und was sie vorhabe. Dachte ichs doch, sprach er, daß mein Zusammentreffen dir nützlich seyn könne. Nimm mich nur als einen Better von dir auf, und setze Wein vor, für das übrige lasse dann mich sorgen. Dieß geschah, der treuherzige Knecht schöpfte nicht den geringsten Argwohn, er war vielmehr froh, da er selbst an einem Feiertage an keiner Unterhaltung Theil

nehmen konnte, daß eine größere Gesellschaft im Hause war, und während Dorethe die Mahlzeit bereitete, hatte der Vetter durch seine Erzählungen des Knechtes Gunst schon im hohen Grade gewonnen.

Man ging zum Mahle, und ließ sich trefflich schmecken. Der Wein, der von dem Bauer beyden Hausgenossen bewilliget worden war, ging bald zur Neige, da ließ der neue lustige Herr Vetter einen blanken Thaler auf dem Tische springen, und nun war erst der Jubel vollauf. Dorethe eilte mit zwey großen Krügen nach der Schenke, kam bald mit der lieben Gottesgabe zurück, des Knechtes Glas wurde gar nie leer, und der Herr Vetter trieb der Schwänke so viele, daß jener sich vor Lachen hätte kugeln mögen, und dabey so lange auf die Gesundheit des Spasvogels trank, bis er ganz betäubt unter den Tisch sank.

Das ist doch noch zu früh, sagte Dorethe, denn vor Anbruch der Nacht können wir das Haus nicht verlassen, und bis dahin kann er leicht wieder erwachen. — Darüber sey nur unbekümmert, antwortete Robert; hast du denn

nicht bemerkt, daß ich ihm aus diesem Fläschchen etwas in den Wein goß, der wird vor Tagesanbruch nicht mehr erwachen. Wir können es uns also nun recht bequem machen. — Dorethe führte nun ihren schändlichen Gefährten allenthalben im Hause herum, sie öffnete den Wandschrank und eine Summe von ein Paar hundert mühsam ersparten Thalern, der Vorrath für die Tage der Noth, ward eine Beute dieser raubgierigen Ungeheuer.

Die Beute wurde sogleich getheilt, von andern Dingen, rieth Robert, nichts mitzunehmen, weil sie durch deren Verkauf leicht könnten verrathen werden. Die Nacht war herein gebrochen, nun zog Robert des Bauers Pferde aus dem Stalle, bespannte damit einen Leiterwagen, übergab Dorethen die Zügel unter dem Vorwande, daß er noch eine kleine Verrichtung habe, und ohne daß sie es ahndete, oder er es ihr zu entdecken wagte, legte er, den Diebstahl zu behebeligen, im Hintertheile des Gebäudes einen Feuerbrand an eine Holzhütte, und in der nähmlichen Nacht brannten leider vier Bauernhöfe ab. Nun schwang er sich auf den Wagen, und rasch ging

es zum Hintertthore hinaus über einen Feldweg, der dann zu einer Strasse führte. Am Ende des Feldweges stiegen beyde ab, Robert hieb in die zügellosen Pferde, daß sie fort stürzten, und sammt dem Wagen in einen Hohlweg kollerten — die beyden Verbrecher aber schlugen eine andere Richtung ein, und trafen bald auf einen leeren Wagen, dessen Kutscher sie für Geld und gute Worte bis in das nächste Städtchen mitnahm. Hier vor Verfolgung nicht sicher, wechselten sie am folgenden Morgen ihre Kleider, und mietheten einen Wagen bis an die nahe westphälische Gränze.

Wie sie aber nun über diese Gränze kommen sollten, war eine große Frage, denn eines gewaltig eingerissenen Schleichhandels wegen war alles wohl besetzt, und jeder Wanderer wurde zur genauen Ausweisung angehalten. In dieser Verlegenheit gingen sie, nachdem sie den Kutscher verabschiedet hatten, einer abgelegenen Waldherberge zu. Sie traten in die Stube, und fanden den großen Rundtisch mit zehn baumstarken Kerls besetzt, deren Aussehen eben nicht Freude erregend war. Dorethe schrak bey ihrem Anblicke zu-

sammen; Robert aber glaubte, daß nichts zu befürchten sey, denn wenn es loses Gefindel wäre, meinte er, so würden sie wohl auch an ihm den Vogel gleich aus den Federn erkennen. Er setzte sich an einen Seitentisch, aber vorsichtig genug nicht merken zu lassen, daß er Geld bey sich habe, sondern rief den Wirth zu sich, löste eine silberne Bindelschnalle ab, und fragte, ob er ihm dafür etwas Labung und Obdach geben könne, indem er sonst, weil dieß sein letztes Eigenthum sey, mit seinem Gefährten, denn Dorethe trug männliche Kleidung, wieder weiter wandern müsse. Der Wirth nahm die Bezahlung an, denn die Schnalle war von nicht unbedeutendem Werthe, und setzte ihnen tüchtig zu essen und zu trinken auf, welches sie sich auch trefflich schmecken ließen. Robert bemerkte bald, daß er nicht unbeobachtet von der Gesellschaft blieb, man blickte immer verstohlen zu ihnen herüber, und zischelte sich heimlich in die Ohren.

Jetzt trat der Wirth wieder in die Stube. Meine Herren, sprach er, es wird Zeit, den Kälberwagen entgegen zu gehen. Nun so geht, sprach einer unter ihnen — in einer Stunde

könnt ihr wieder hier seyn, ich erwarte euch mit Sehnsucht. Die Kerls standen auf und eilten fort, Klaus aber, so nannte sich der eine von ihnen, stopfte sich seine Pfeife, ließ sich noch eine Kanne Bier bringen, und nahm an dem Tische Platz, wo Robert und Dorette saßen.

Mit Verlaub, sprach er, die Zeit verstreicht leichter, wenn man Ansprache hat, der Herr scheint mir auch keines von den Glückskindern zu seyn, sonst würde er nicht seine Schnalle dem Wirthe überlassen haben.

„Freylieh nicht, ich habe meinen letzten Dreyer in N* verspielt, und weiß nicht, wie ich mit meinem Bruder weiter komme.“

„Mit seinem Bruder? Donnerwetter, glaubt ihr, daß ich ein Narr, oder Dummkopf bin, und nicht auf den ersten Anblick eine Weibsgestalt erkannt hätte. Ihr scheint mir schöne lockere Zeisige zu seyn. — Nun, nun, erschreckt nur nicht, da, meine Hand darauf, durch mich soll euch kein Leids widerfahren; aber Vertrauen gegen Vertrauen; vielleicht kann ich euch nützen. Ihr wollt über die Grenze?“

„Nun freylieh wohl.“

„Und wahrscheinlich ohne Paß und Ausweisung? Das wird schwer gehen —“

Ach, lieber Herr, rathet uns, fuhr Dorethe in ihrer Angst heraus.

„Ja hat sich da was zu rathen, daß man dabey selbst noch am lichten Galgen baumeln könnte. Aber es würde mir doch um das junge Blut leid thun — hm — hm — ich will mirs überlegen, wartet nur noch, bis meine Kameraden zurück kommen — das muß wohl bald seyn, oder es ist übel abgelaufen.“ Robert und Dorethe verstanden diese Worte nicht, und es ward beyden unheimlich zu Muth. Plötzlich riß die Thüre auf, und der Jüngste von der Gesellschaft, ein Bursche von ungefähr achtzehn Jahren, stürzte bleich und athemlos herein. Was gibts, schnaubte Klaus ihn an — „Alles verrathen und verloren,“ war die Antwort, Klaus warf das Glas in die Ecke, daß es in tausend Trümmer zersprang. — Wo sind die andern? „Theils fortgeschleppt, theils wer weiß wohin entsprungen.“ — „So ist auch unsers Bleibens hier nicht länger. Ihr könnt mit über die Grenze kommen, wenn ihr wollt, aber schnell. Ades

Herr Wirth, in besserer Zeit sehen wir uns vielleicht wieder.“ Robert und Dorethe warfen sich in dargebothene Bauernkittel, und folgten nun den beyden andern in Hastigkeit nach der dichten Waldung.

Ohne ein Wort zu verlieren setzten sie ihren Weg durch die unwirthbaresten Gegenden fort. Dem alten Klaus schienen alle Schliche bekannt zu seyn. Nicht ohne Gefahr war ihre Wanderung, denn oft mußten sie Abgründe überspringen, oft durch ziemlich tiefe Quellwasser waten, es war kaum glaublich, daß je ein Mensch diese unwirthbare Wildniß durchwandert habe. Ihre Kräfte wurden endlich erschöpft. Klaus zog Brot und etwas Fleisch, und eine Branntweinflasche aus seinem Tornister, und theilte es unter die Gesellschaft, doch ließ er sie nicht ruhen. „Wir haben nur noch zwey Stunden über die Grenze, sprach er, und eher dürfen wir nicht rasten.“ Sie mußten also während des Weiterfortschreitens die kleine Erquickung zu sich nehmen. Aber immer beschwerlicher wurde nun der Weg, denn es ging bergan, und ihre Füße wurden wund von dem scharfen Gesteine. Dorethe konnte die

Beschwerlichkeiten nicht mehr ertragen, sie sank erschöpft zusammen. „So ist es mit den Weibern, brummte Klaus, sie gehören nur in die Stube, und sind nicht dazu geschaffen, mit dem Manne Beschwerlichkeiten zu theilen. Ich kann mich euret wegen hier nicht aufhalten lassen, denn es gilt meinen eigenen Balg, aber so viel verspreche ich, daß ich euch Hilfe senden werde, wenn ich am Ziele angelangt bin. Ihr mögt daher einige Stunden hier warten. Kömmt bis Abends niemand zu euch, so ist meine Absicht nicht erreicht worden, und ihr könnt euer Heil anderwärts versuchen. Als Fremde habe ich bisher genug für euch gethan — komm Stephen, wir haben beyde keine Zeit zu verlieren.“ Mit diesen Worten trennte er sich sammt dem Jungen, und ließ beyde ihrem Schicksale über.

Dorethe wimmerte über die Schmerzen der ungewohnten Fußwunden, Robert schalt und fluchte wie ein Heide über sein Schicksal — auch er war ganz ermattet; sie warfen sich daher beyde ins Gras, und erzählten sich ihre bisherigen Schicksale, welche wir aber stillschweigend übergehen, denn es ist nichts weniger als ange-

nehmen, sich mit solchen verworfenen Menschen zu beschäftigen, und wir würden es schon längst vermieden haben, wenn nicht diese Ereignisse zu dem Zusammenhange unserer Begebenheiten so unumgänglich nothwendig seyn würden, und es zugleich unsere Absicht ist, neben dem schönen Bilde der Tugend, auch die häßliche Larve des Lasters zur Warnung aufzustellen.

Die Gespräche der beyden Wanderer wurden immer einsylbiger, die heftige Ermattung zog bald einen festen Schlaf nach sich. Wie sie wieder erwachten, stand zwar noch die Sonne am Himmel, aber in dem verworrenen Gebüsch war die Dunkelheit des Abends bereits herein gebrochen. Eine neue Angst besiel Dorethen, die Nacht hier in dieser menschenleeren Wildniß hinzubringen, welche vielleicht der Aufenthalt schädlicher Waldthiere seyn konnte, die gewöhnlich die Nacht hervor ruft, auf ihren Raub auszugehen. Dieß hat der Verbrecher mit den Raubthieren gemein, meistens im Dunkeln seine Thaten auszuüben. In einer Gegend, wo weder Weg noch Steg bekannt war, wo man sich nicht sicher wußte vielleicht in irgend einen Abgrund zu stür-

zen, war es nicht möglich, an ein Weiterkommen zur Nachtzeit zu denken. Es blieb ihnen nichts übrig, als den Tag hier in dieser qualvollen Lage zu erwarten, und selbst da wußten sie gar nicht, wo sie sich hinwenden sollten, denn an Hilfe von Klaus war nicht mehr zu hoffen, sonst müßte diese schon längst angekommen seyn. Dorethe weinte bittere Thränen der Angst und des Unmuthes — da fuhr sie plötzlich auf, denn sie vernahm ein Geräusch in dem Gebüsche, und vermuthete nichts anders, als daß jetzt irgend ein wildes Thier plötzlich hervor brechen würde. Robert war mit nichts bewaffnet, als mit seinem Knotenstocke, mit dem er sich zur Wehre stellte. Das Geräusch kam näher, und jetzt ertönte plötzlich der bekannte Waldruf, welchen die Bauern im Gebirge einander zujauchzen. Es waren also Menschen; eine Zentnerlast fiel von Dorethens Herz, aber konnten es nicht auch Verfolger seyn? Gleichviel, ihre Noth war zu groß, Robert erwiederte das gegebene Zeichen, und nicht lange darnach trat Stephen mit noch einem Manne aus dem Gebüsche hervor. „Da sind sie ja, sprach Stephen zu seinem Gefährten, es mag ihnen die

lange Zeit über eben nicht am besten gegangen seyn. Nun seyd nur getrost, Better Klaus hat sein Ziel glücklich erreicht; hier sendet er euch etwas Brot und Wein, mit dem Auftrage, es unterwegs zu verzehren, denn ihr habt euch nun ausgeruht genug, und müßt uns unverzüglich folgen. Ihr werdet bald zu warmer Nahrung und einer erquickenden Lagerstätte gelangen.“ Diese tröstenden Worte gaben ihnen neue Kräfte, sie traten sogleich die Reise an, und fühlten sich gestärkt genug, einen Weg von einigen Stunden zurück zu legen.

Endlich langten sie vor einer mitten im dunkeln Gebüsch liegenden Waldhütte an. Sie traten in die Stube, und trafen gegen acht Kerls dort an, welche am Tische saßen, und zechten. — Unter ihnen war Klaus. „Willkommen in der neuen Heimath, rief er ihnen entgegen, das Wildpret ist fertig, und wir warteten schon ziemlich lange auf euch. Nehmt Platz, und laßt euch nach den überstandenen Beschwerlichkeiten wohl schmecken.“ Sogleich wurde ein stattlicher Wildbraten aufgetragen, und die Gläser gingen lustig herum. „Um der Sache einen kurzen Pro-

zeß zu machen, nahm Klaus das Wort, will ich
 euch doch nun bekannt machen, in welcher Ge-
 sellschaft ihr seyd. Wir haben Schleichhandel ge-
 trieben, aber der Satan mag unsre Verfolger
 auf die Spur gebracht haben. Mit diesem Ge-
 werbe ist es vor Jahr und Tag nichts, bis
 das Ding wieder in Vergessenheit kommen wird,
 auch dürfen wir uns in der bewohnten Ge-
 gend weit umher nicht blicken lassen, denn wir
 sind zu genau beschrieben. Hier haben wir in-
 dessen eine Freystätte gefunden, und leben vom
 Wildprete, das der Zufall unsern Stutzen gegen
 den Lauf führt. Dieß Geschäft nährt uns reich-
 lich, denn es fehlt uns weder an schmackhafter
 Tafel, noch an anderweitigem Absatz, und so
 wollen wir eine günstigere Zeit abwarten, wo
 dann jeder wieder hingehen kann, wohin er will.
 Ihr seht, daß ich kein Geheimniß vor euch habe,
 denn du — hier deutete er auf Robert — scheinst
 mir von einem Schlage zu seyn, der für uns
 paßt, und dein Weib oder Schwester wer sie ist,
 kann uns treffliche Dienste leisten, denn wir ha-
 ben doch der Bedürfnisse mancherley im Hause,
 wo der Mann nicht mit helfen kann, dafür soll

auch sie redlich ihren Antheil an unserer Beute haben, als ob sie uns bey der Erwerbung mit geholfen hätte. Nun mögt ihr euern Entschluß fassen, ich rathe euch, den Vorschlag gutwillig anzunehmen, denn ehe wir uns der Besorgniß bloß geben, von euch verrathen zu werden, gibt es noch Mittel genug, euch zum Schweigen zu bringen.“ Bey diesen Worten blickte er nach einer Doppelstinte, die an der Wand hing.

Robert verstand den Wink nur zu deutlich. Er selbst war froh, gleichsam ein Asyl gefunden zu haben, wo er durch geraume Zeit verborgen bleiben könne. Der Vertrag wurde sogleich geschlossen, und beyde waren dem schändlichen Bunde einverleibt. Robert war ein brauchbarer Helfershelfer ihrer sträflichen Unternehmungen, denn er war ein trefflicher Schütze. Bald trat er sein neues Gewerbe an. Dorethe gefiel sich auch in dieser lüderlichen Lebensart, und oft wenn die Männer Tage lang in Gebirg und Waldung herum streiften, und sie daheim nichts zu thun hatte, begab sie sich in die bezeichneten Waldherbergen, und trieb Schleichhandel mit dem erbeuteten Wilde, womit sie immer guten

Absatz machte, denn leider gibt es der gewinnfüchtigen Menschen nur zu viele, welche unerlaubten Schleichhandel unterstützen.

Lange trieben die Wildschützen ihr Gewerbe in Ruhe und Sicherheit, aber endlich mußten die Förster darauf aufmerksam werden, und suchten auf eine nähere Spur zu kommen, doch diese Mühe blieb stets vergebens, denn nicht leicht noch hatte eine Bande von Spitzbuben ihr Gewerbe so fein angestellt, wie diese. Nur dem armen Vater Martin war es vorbehalten gewesen, einen der Diebe zu erlauern, und ihm, da er auf sein Geboth nicht stille hielt, eine Kugel nachzusenden — er traf gut, aber der Verwundete hatte noch Kraft genug, sich durch das Gebüsch in eine verborgene Felsenhöhle zu schleppen, wo er so lange wartete, bis die Gefahr vorüber war, und er sich nach seinem verborgenen Aufenthalt schleppen konnte. Der Verwundete war Klaus selbst. Ganz erschöpft langte er, zum nicht geringen Schrecken seiner Kameraden, in der Waldhütte an. Man eilte seine Wunde zu verbinden, aber durch die Länge der Zeit, und den

Blutverlust war sie tödtlich geworden, er starb am folgenden Tage unter ihrer Pflege.

Rache erfüllte die Herzen der Bösewichte. Klaus hatte seinen Feind nur zu gut erkannt, alle schwuren Martins Verderben. „Mich, sprach der junge Stephen, mich laßt das Werk der Rache beginnen, denn mir war Klaus am nächsten, da er mich von Jugend auf erzog, und ich gebe euch mein Wort, sein Mörder soll ein gleiches Schicksal erleben.“ Alle waren mit dem Vorschlage dieses zu Eastern heran reisenden Buben zufrieden; er nahm Abschied von ihnen, und wir brauchen nur mit kurzen Worten zu sagen, daß es der nämliche Schurke war, der sich als Jägerjunge bey dem redlichen Förster Martin eingingte, und die Gelegenheit ablauerte, wo er allein mit dem bedauernswerthen Alten im Dickicht seyn konnte, ihm da von rückwärts eine Kugel in den Leib jagte, und sobald er seines gelungenen Verbrechens überzeugt war, nach seiner Räuberhöhle zurück flüchtete.

* * *

Es ist schon erwähnt worden, daß Graf

Wellau mit den übrigen Gutsbesitzern und Behörden ein allgemeines Treibjagen auf die Wilddiebe verabredete und zu Stande brachte. Es wurde mit der strengsten Genauigkeit vollzogen; mehrere Tage bedurfte es, ehe es den unermüdeten Nachforschungen gelang, ihren geheimen Schlupfwinkel zu entdecken — nun aber brach über sie die Wuth der Rache in voller Stärke los. Man stürmte die Hütte, auch die Wilddiebe wehrten sich verzweifelnd. Schüsse fielen auf Schüsse, und manches schuldlose Opfer sank; doch endlich wurden die Schändlichen zu paaren getrieben, und was nicht bereits verblutet hatte, unter diesen war Martins Mörder, der ruchlose Bube Stephen, wurde geknebelt, und der Gerichtsbehörde zur wohlverdienten Strafe überliefert. Aber zwey dieser Verworfenen, welche schon lange dem Gerichte anheim gefallen waren, entgingen dennoch wieder dem wohlverdienten Schicksale. Es war Robert und Dorethe. Der erstere war eben auf Wilddieberey in einer weit entfernten Gegend, und sie hatte sich nach dem nächsten Flecken auf Wildpretverschleiß begeben.

Sie hatte dort einen vortheilhaften Handel

geschlossen, und saß eben in der Schenke, um sich mit einem Glase Wein zu erfrischen, als einige Jäger jauchzend herein stürzten, und sich Wein geben ließen. „Element wir haben einen schweren Stand gehabt, rief der Eine, die Kerls wehrten sich wie die Bären, aber gegen uns hätten sie auch Löwen seyn dürfen, so wären sie zu Boden gewürgt worden, ich allein hätte vier von den Schusten auf mich genommen, wenn es nothwendig gewesen wäre.“ Daß gerade dieser Sprecher einer von denen war, die ihrer heilen Haut wegen sich immer hübsch im Hinterhalte hielten, konnte freylich jeder leicht errathen, der weiß, daß gewöhnlich die größten Prahler die schlechtesten Zahler sind, aber Dorette wurde durch diese Rede sehr aufmerksam gemacht. Sie blieb ruhig in ihrem dunkeln Winkel sitzen, und erfuhr da aus dem Gespräche der Jäger mit dem Wirthe den ganzen Zusammenhang der Sache. Nun mußte, ihrer eigenen Rettung willen, ein schneller Entschluß gefaßt werden. Sie eilte in die Küche, und rief die Wirthin beyseite. „Frau, sprach sie, das Gewerbe das ich treibe, ist entdeckt, und ich bin keinen Augenblick sicher, daß

man mich nicht ergreife, aber allein will ich nicht verderben, entweder ihr schafft mir andere Kleider, und Gelegenheit daß ich entkommen kann, oder ich gebe euch und euern Mann als Mitschuldige an, und ihr werdet wissen, daß der Fehler und der Stehler mit gleicher Münze bezahlt werden.“ Die Wirthin schrak bey dieser Aureden heftig zusammen, sie berieth sich mit ihrem Manne, und es blieb nichts anderes übrig, als sie in ein abgelegenes Zimmer zu führen, ihr dort andere Kleider zu geben, und da eben ein Knecht nach der Stadt fuhr, sie selbem unter irgend einem Vorwande mitzugeben. So entkam sie glücklich der drohenden Gefahr, und wir werden in der Folge noch einmahl von ihr hören.

Wie ging es denn Roberten? Dieser kam mit Beute beladen von seinem Streifzuge zurück. Ganz unbekümmert und wohlgemuth schritt er der Waldhütte zu, und wie groß mußte sein Erstauen seyn, als er diese von den hinein schlagenden Kugeln ganz zerstört, und überall nur die Gräuel der Verwüstung erblickte. Was hier vorgefallen sey, konnte er sich leicht enträthseln, er sah ja deutlich noch die Spuren des vorgefallenen Kam-

pfes, und konnte sich also auch leicht an den Fingern abzählen, daß hier seines Bleibens nicht länger sey. Sein erstes Geschäft war daher, sein Geld zu suchen, das er selbst vor seinen Kameraden zu sichern, und in einen hohlen Baum zu verbergen gewußt hatte. Aber das Sprichwort sagt: wie gewonnen, so zerronnen, und so ging es auch hier; die Raubbeute war nicht mehr zu finden; wer weiß, wer sich lange schon vorher durch irgend einen Zufall derselben bemächtigt hatte.

Robert rannte sich vor Wuth den Kopf an den hohlen Baum, aber dieß konnte ihm den geraubten Mammon nicht wieder schaffen; auch er getraute sich keinen Augenblick länger in dieser Gegend zu verweilen, denn er war nicht sicher, nachdem aus den frischen Spuren von Blut zu schließen, daß das Gefecht erst vor kurzem vorgefallen war, daß man bald wiederkehren, und alles genau durchsuchen würde. Es war wahrscheinlich, daß dieß nicht sogleich geschehen sey, denn sonst hätte man ja gewiß auch einige gute Gewehre, die noch in einem Winkel lehnten, mitgenommen, und die Becher Weins, die noch

hie und da unangetastet an der Tafel standen, zeigten deutlich von der Eile, mit welcher man hier verfahren seyn müsse. Robert räumte also auf, was hier noch aufzuräumen war, und flüchtete mit der Schnelligkeit eines gejagten Rehcs in das höhere Gebirge, wo er sich unter einem wüsten Strauche hinwarf, und sich, von der vorigen Reise noch ziemlich ermüdet, dem Schlafe überließ.

Als er am folgenden Morgen aufwachte, und ihn das Bedürfniß des Hungers und Durstes quälte, stillte er dieses mit dem in seiner Waidtasche befindlichen Vorrathe, und mit vorbeystieselndem reinen Quellwasser, und hatte nun Muße genug seine Lage zu überdenken. Was war nun anzufangen, wo sollte er sich hin wenden? Von der Gefahr der Entdeckung allenthalben umgeben, mit wenigem Taschengelde versehen, blöckten Noth und Elend ihm allenthalben ihre giftgeschwängerten Zähne entgegen, er fand nirgends einen Ausweg, und wußte endlich keinen andern Entschluß zu fassen, als sich in dieser Wildniß aufzuhalten, bis vielleicht der Zufall irgend eine andere Bestimmung herbey führen würde. Er

begab sich daher noch tiefer ins Gebirge, und fristete sein Leben mit Wilddieberey. Er ward ganz verwildert, seine Kleidung halb verrissen — und auch dieser Erwerb genügte nicht immer zur Selbsterhaltung, und manchen Tag mußte er hungern, wo ihm der Zufall keine Jagdbeute zuführte. Endlich dieses Lebens überdrüssig, beschloß er wieder in die bewohntere Welt zurück zu kehren, um da eine neue Gelegenheit irgend eines Erwerbes zu finden, aber wie konnte er ohne Geld irgend eine Reise vornehmen, wie sich in seiner gegenwärtigen Gestalt auch nur vor einem einzelnen Menschen sehen lassen. Was blieb dem Verworfenen übrig, als noch die letzte Stufe des Lasters zu erklimmen, und nun auch auf Raub, und wohl gar damit verbundenen Mord zu denken. Doch wir ziehen nun einen Vorhang über dieses Schauergemählde, und kehren wieder zurück zu unserer freundlichen lieben Fridoline.

* * *

So sanft und gut waren seit ihrer Jugendzeit im damahligen noch glücklichen Vaterhause

ihre Tage nicht dahin geflossen, wie nun im gräßlichen Schloße. Der Graf war ein wackerer Ehrenmann, er hätte seine Schwester nicht delikater behandeln können. Er selbst fühlte ein inniges Vergnügen, wenn er in ihrer Nähe seyn konnte. Stundenlang hörte er ihrem Gesange und Spiele zu, oder vertrieb sich die Zeit an ihrer Seite mit der jungen Älster und der Taube, welche er so an sich gewöhnte, daß das gute liebe Thier ihn sogar manchmahl auf seinen Spazierfahrten begleitete, entweder lustig um den Wagen herum flatterte, oder auf dem obern Theile des Wagens saß, und wenn der Graf ausstieg, ihm freundlich entgegen gurrte. Fridoline freute diese Anhänglichkeit ihres geliebten Thieres, es freute sie alles, was dem Grafen Vergnügen machte, denn sie war dem edlen Manne so herzlich gut geworden, daß ihr jede Stunde Langeweile machte, in welcher er nicht in ihrer Nähe war, und auch dem Grafen ging es beynabe nicht viel anders; er fand fast kein Vergnügen für sich anständig, welches nicht die gute liebe Fridoline mit ihm theilte. So

schwanden Tage und Wochen in stiller häuslicher Freude dahin.

In dieser Zeit starb die Tante des Grafen, sie hinterließ ihm ein ungeheures Vermögen, welches er aber bis zu den geendigten gerichtlichen Prozeduren noch nicht beheben konnte, aber den Schmuck, den er ihr einst zum Geschenk machte, hatte sie ihm durch ihren Sachwalter sogleich zustellen lassen. Der Graf betrachtete ihn mit Vergnügen; gerade dieser Schmuck war es ja, durch den er Gelegenheit erhalten hatte, die liebenswürdige Fridoline kennen zu lernen. Er vergaß eines Abends, ihn in seinen Sekretär einzusperren, denn eben da er ihn mit Vergnügen betrachtete, erhielt er Gesellschaft, sperrte nur bloß sein Kabinet zu, und dachte gar nicht mehr daran.

Wie er am folgenden Tage schon ziemlich spät in sein Schreibkabinet ging, wollte er den Schmuck sogleich in Ordnung legen, und wie groß war sein Erstaunen, als eine sehr schöne Agraffe zu einem Armbande daran fehlte. Er konnte sie doch nicht verlegt haben, er durchsuchte den ganzen Sekretär, nichts war mehr zu finden. Wer war denn in seinem Schreibkabinet

gewesen? Keine menschliche Seele — nur er und Fridoline, weil sie täglich seine Fenster mit frischen, von ihr selbst gezogenen, Blumen schmückte. Auch diesen Morgen waren seine Fenster überaus niedlich geschmückt — sie war also hier gewesen, und sonst niemand, denn der Graf hatte die Thüre wieder versperret gefunden. Wie eine Bentnerlast fiel es auf des Grafen Herz. Schamröthe überzog sein Gesicht, als ein verdachtvoller Gedanke in ihm erwachte, er eilte ans Fenster, es war nicht möglich, daß zu dieser Höhe man, bey den zahlreichen Schloßbewohnern, ohne entdeckt zu werden, mit einer Leiter herauf kommen konnte — es wußte ja niemand von dem Schmucke, es konnte ihn noch gar niemand gesehen haben, als Fridoline, welche im Gemache war, und gerade dieser Schmuck, wo schon einmal ein so schweres Anzeigen gegen sie an den Tag gekommen war — er mochte hindenken, wo er wollte, so drängte sich immer ihre Gestalt vor seine Sinne. Nein, nein, es ist durchaus unmöglich, rief er, und schlug sich selbst mit geballter Faust vor die Stirne — und hämisch lä-

Helnd stand der Verdacht im Hintergrunde, und blöckte ihm seine giftgeschwollenen Zähne entgegen.

Wellau suchte sich zu ermannen, er ging gerade in Fridolinens Zimmer, und fand sie am Fortepiano, er lobte ihre Musik, ihren Gesang, und doch war er äußerst zerstreut dabey. Er begann ein gleichgültiges Gespräch mit ihr, und wußte oft selbst nicht, wo er geblieben war — endlich zog er das Schmuckkästchen hervor, um es Fridolinen zu zeigen, sie erkannte die Façon, und in dem nähmlichen Augenblicke erwachte die Erinnerung an die Leiden in ihr, welche dieser unglückselige Schmuck ihr verursacht hatte, und hohe Gluth färbte ihre Wangen. Der Graf sah dieß Aufstammen der Wangen, und er selbst wurde Leichenblaß darüber, sein Herz schlug laut bey der aufwallenden heftigen Empfindung, die ihn bestürmte, seine Knie wankten, er mußte sich an die nebenstehende Comode anlehnen. Fridoline sprang mit einem lauten Schrey auf, und fragte, was ihm zugestoßen sey. Nichts, nichts, rief der Graf, raffte alle seine Kräfte zusammen, und stürzte aus dem Zimmer. Gleich darauf hörte sie, daß im Hofe angespannt wurde. Der

Graf stürzte in den Wagen, und der Kutscher hieb in die Pferde, daß die Funken vom Steinpflaster sprühten, und jagte aus dem Schloße.

Fridoline war wie versteinert, sie konnte sich den Zusammenhang dieses Ereignisses nicht enträthseln — wohin war der Graf gefahren? Sie fragte einen Bedienten, es hieß nach dem Landgute eines benachbarten Edelmannes, wo eine große Jagd ausgeschrieben war — aber woher dieses Benehmen? Warum diese seltsame auffallende Hastigkeit? Dieß konnte sie sich doch unmöglich enträthseln.

Des Grafen Zurückkunft verzögerte sich von einem Tage zum andern. Endlich fuhr sein Wagen ins Schloß, er hatte Gesellschaft bey sich, daher befremdete es Fridolinen nicht, daß er sie nicht sogleich wie sonst besuchte. Die Fremden blieben einige Tage, sie entfernten sich, und auch nun ließ der Graf sich nicht sehen; sollte sie denn sein Mißfallen erregt haben? Sie sah ihn nur, wenn mehrere Menschen zugegen waren, und da war sein Betragen ganz verändert, es fehlte die gewohnte Herzlichkeit. Die arme Fridoline ward immer ängstlicher, doch sein Betragen war ja

nicht gegen sie allein so, er ward auch gegen alle übrigen Domestiken mürrisch und zurück haltend, wer weiß was ihm unangenehmes widerfahren war; darum ihn zu befragen, war Fridoline zu bescheiden — sie ließ sich nicht merken, daß sie etwas kränke, und setzte, wie gewöhnlich, ihre Aufmerksamkeit fort, sein Kabinet täglich mit frischen Blumen zu schmücken.

Der Graf war, wie schon einmahl gesagt wurde, oft sehr zerstreut, er ließ manche Sachen von Werth und Geld oft in seinem Zimmer umher liegen, ohne dessen zu achten, ein redliches Herz ist so selten zum Argwohn geneigt, aber dennoch war es ihm auffallend, daß ihm jetzt manche Kleinigkeit abging, bald fehlte ein Silberstück, bald irgend eine andere Kleinigkeit, welche zu seiner Toilette gehörte, immer schüttelte er bedenklich den Kopf, aber noch ließ er es nicht zur Sprache kommen. Da fügte es sich ein, daß an seiner goldenen Uhrkette ein Glied abriß — der Graf löste die Kette ab, und legte sie auf seinen Sekretär, um sie bey der nächsten Gelegenheit zu einem Goldarbeiter zu senden. Die Kette war nicht sonderlich groß, aber un-

gemein künstlich gearbeitet, und ihm schon deshalb außerordentlich lieb, weil sie ein Andenken seines Vaters war. Nach einigen Tagen erst, als er eben eines Geschäftes wegen einen Bedienten nach der Stadt schicken wollte, erinnerte er sich an die Kette, sie war nicht mehr zu finden — er wußte den Ort genau, wo er sie hingelegt hatte. Nun war seine Geduld und seine Nachsicht zu Ende. Unter einem Vorwande begab er sich in Fridolinens Gemach. Dieser unerwartete Besuch, und die Hastigkeit, mit welcher er eintrat, mußte das Mädchen befremden, und in eine Art Verwirrung setzen. Der Graf sah sie mit forschenden Blicken an, wollte sprechen, und schien doch wegen des Anfangs der Rede verlegen zu seyn — selbst dieß mußte noch Fridolinens Verwirrung vermehren. „Sie haben mir, brach sie endlich das Stillschweigen, allem Anscheine nach, etwas Unangenehmes zu sagen, ich bitte Sie, Herr Graf, mich nicht länger in Ungewißheit zu lassen.“ „Es ist freylich unangenehm, erwiederte der Graf, und darum wird mir der Vortrag so schwer. Sehen Sie, liebe Fridoline, es ist nun schon geraume Zeit, daß ich mißmu-

thig bin, doch wollte ich mich nichts merken lassen, es ist so schwer, jemanden in Verdacht zu haben, aber die Sache ist bestätigt, ich habe einen unredlichen Menschen in meinem Hause, und muß sehen, auf die Spur zu kommen. Mir werden schon seit einiger Zeit aus meinem Kabinette Sachen von Werth entfremdet — er hielt inne, und sah Fridolinen mit einem forschenden Auge an, welches sie wirklich in Verwirrung brachte — ich bin daher genöthiget, fuhr der Graf fort, die strengste Hausuntersuchung anstellen zu lassen. Sie erschrecken? In der That, Fridoline, es ist mir unangenehm, aber ich kann nicht anders, ich kann bey Ihnen keine Ausnahme machen, ja es wird meine übrigen redlichen Diener weniger kränken, wenn sie sehen, daß ich selbst bey meinen nächsten Umgebungen keine Ausnahme mache — ich dünkte daher, Sie selbst sollten dieserwegen mit gutem Beyspiele vorgehn.“ „Sehr gerne“, sprach Fridoline, und suchte die Verwirrung zu verbergen, die sich nun bey der Erinnerung an eine solche schon früher erlebte Szene ihrer im hohen Grade bemeisterte.

Der Graf zog an der Klingel, er befahl den

Kammerdiener zu rufen. Ein Mann von erprobter Redlichkeit, der schon dem Vater seines Gebiethers die wichtigsten Dienste geleistet hatte. Er sagte ihm nun das Nähmliche, und befahl ihm, die Untersuchung sogleich vorzunehmen, ohne daß die übrigen Domestiken etwas erfahren. Die Thüre wurde abgeschlossen, und die Untersuchung begann. — Fridoline hatte sich wieder ermannt, das Bewußtseyn ihrer Unschuld gab ihr neue Stärke, sie selbst öffnete nun Kasten und Schrank, jedes Schächtelchen aus dem verborgensten Winkel brachte sie selbst hervor, das ganze Zimmer war auf das genaueste durchsucht, und nicht die kleinste Spur hatte sich gefunden. Man war am Ende, der Graf stammelte eine kalte Entschuldigung, und verließ mit dem Kammerdiener das Gemach. Nun aber ließ auch die Anstrengung von Kräften bey Fridolinen nach, sie sank halb betäubt auf ihr Ruhebett, bis endlich ein heftiger Thränenstrom ihrem gepreßten Herzen Luft machte.

Indessen hatte der Graf alle Domestiken und Hausleute zusammen rufen lassen, und ihnen befohlen, sich im großen Saale ruhig zu verhalten.

Er selbst und der Kammerdiener aber, durchsuchten alle Wohnungen und das ganze Haus — aber eben so wenig als bey Fridolinen, konnte von dem Diebstahle etwas entdeckt werden. Voll Mißmuth kehrte er nach seinem Gemache zurück; und gleich darauf langte eine Depesche aus der Stadt an, wo ihm berichtet wurde, daß wegen Behebung der Erbschaft seine schnelle Gegenwart nothwendig sey. Es war ihm lieb, sich entfernen zu können, er befahl, den Reisewagen sogleich zurechte zu richten, und schon nach zwey Stunden fuhr er mit dem Kammerdiener zum Schlosse hinaus. Schon einige Stunden waren sie gefahren, da blendete den Grafen etwas, und ehe er sich versah, huschte Fridolinens Taube in den Wagen. Sie hatte sich auch dießmahl, wie schon oft geschehen war, auf den Deckel des Wagens gesetzt, und wahrscheinlich trieb sie nun Begierde nach Nahrung, dem Grafen selbst ihren Besuch abzustatten. Er schrak bey dem Anblicke der Taube zusammen, denn in dem nähmlichen Augenblicke erwachte auch die Erinnerung an manche frohe Stunde, die er mit dem guten Thierchen scherzend an Fridolinens Seite zugebracht hatte. Was

war aber nun zu thun, man war schon zu weit weg, um vermuthen zu können, daß das Thier, besonders von der demselben bis jetzt ganz unbekanntem Straße, den Rückweg wieder finden würde, selbst umzukehren, dieß war der Graf noch weniger Willens, es blieb also nichts übrig, als das arme Geschöpf bey sich zu behalten. Die Pflege und Obsorge wurde dem Kammerdiener anvertraut, welcher das kleine genäschtige Wesen auch sogleich mit etwas Backwerk zufrieden stellte.

Der Graf langte in der Stadt an, die Erbschaft war beträchtlich, bis aber alle Angelegenheiten in Ordnung gebracht werden konnten, verstrichen einige Wochen. Endlich wurde die reiche Kassette in den Wagen gepackt, und der Graf von dem Kammerdiener und einem Jäger, den er neu in den Dienst genommen hatte, begleitet, fuhr nach seinem Edelsitze zurück. Er hatte sich unterwegs bey einem Gutsbesitzer verweilt, aber vergebens drang dieser in ihn, die Nacht bey ihm zuzubringen. Der Graf ließ sich nicht einreden, und fuhr in der Abenddämmerung weiter. Immer mehrte sich die Dunkelheit, doch konnte man noch deutlich die Gegenstände umher unterscheiden,

als man in einer sehr öden Gegend an einem kleinen Gehölze vorüber kam. Möglich stürzte eine Gestalt aus dem Gebüsche hervor, und fiel den Pferden in die Zügel. Was soll das? rief der Graf, und ließ die Taube los, um nach seinen Pistolen zu greifen. In dem nämlichen Augenblicke, als die Taube zum Wagenfenster hinaus flog, fiel ein Schuß, und kaum eine Sekunde darnach, ein zweyter, aber von der Vorderseite des Wagens — der Jäger sprang vom Bocke — ein lauter Schrey erscholl — der Graf und der Kammerdiener waren aus dem Wagen gesprungen. — „Da liegt der Unhold, rief der Jäger, der die Kofse anhielt, ich glaube, ich habe ihm mit dem Schafte meines Gewehres den Hirnschädel eingeschlagen, aber den Kerl, der in den Wagen schoß, habe ich auf den Pelz gebrannt, ich sah ihn dort im Gebüsche stürzen.“ Der Graf und der Jäger eilten sogleich hin, der Kutscher und der Kammerdiener blieben zurück. Sie fanden den Räuber wirklich, wie er sich in seinem Blute wälzte. Er wollte sich mit einem Messer zur Wehre setzen, aber der Jäger, ein baumstarker Mann, wurde seiner bald Meister,

und band ihm die Hände mit seinem Halstuche zusammen. Er schleppte ihn zum Wagen, und nun berichtete der Kammerdiener, daß es ein Weib sey, welche den Pferden in die Zügel gefallen war, und betäubt in ihrem Blute liege. Was war aber nun zu thun? Fortbringen konnte man die beyden Verwundeten nicht, und sie so ihrem Schicksale überlassen, wäre doch zu unbarmherzig gewesen. Man hatte noch eine Stunde, bis zum nächsten Orte. „Fahren der Herr Graf ins Himmels Nahmen, sprach der Jäger, indem er seinen Stutzen wieder lud, ich werde hier Wache halten, bis aus dem nächsten Orte ein Wagen kömmt, die Verbrecher abzuholen. Sollten noch ein Paar Gauner verborgen seyn, werde ich mich schon meiner Haut zu wehren wissen.“ Es blieb auch in der That nichts anderes übrig. Eben wollte der Graf in den Wagen steigen, als er etwas weißes auf dem Boden liegen sah — er bückte sich, und hob die arme Taube auf. Sie war todt, und voll Blut — in dem Momente, als sie aus dem Wagenfenster flog, schlug ihr die Kugel entgegen, die dem Grafen vermeint war — für ihn war sie zum Opfer gefallen.

Nicht ohne Schmerz nahm der Graf das arme Thier zu sich, und wickelte es, da kein Leben mehr in ihr war, in ein Tuch. Der Kutscher hieb in die Pferde, und der Wagen rollte pfeilschnell von dannen.

Sobald der Graf im nächsten Flecken angekommen war, eilte er, bey der Ortsobrigkeit die Anzeige zu machen, sogleich wurde ein Wagen mit Strohsechten angespannt, der Bader und bewaffnete Bauern stiegen auf, und eilten mit Fackeln der bezeichneten Gegend zu. Bald kamen sie an die beschriebene Stelle, die Gefangenen wurden, sobald ihre Wunden, so gut es für den Augenblick möglich war, verbunden waren, auf den Wagen gelegt, und dann von dem Ortsrichter in Verwahrung genommen, welcher sogleich die Anzeige an das nächste Landgericht erstattete, wohin sie auch nach einigen Tagen, da ihre Wunden nicht tödtlich waren, transportirt wurden.

* * *

Der Graf langte mit den Seinen wohlbehalten im Schloße an, doch fühlte er sich von

dem Vorfalle etwas ergriffen, und begab sich zeitlich zu Bette. Am folgenden Morgen, als er den Schloßverwalter zu sich berufen ließ, und ihm den wackern Jäger auf das sorgfältigste empfahl, übergab ihm dieser ein versiegeltes Päckchen. Von wem? fragte der Graf. „Von Herrn Werner, Fridolinens Vater. Er ist am zweyten Tage nach Ihrer Abreise sammt dem Mädchen aus dem Schloße verschwunden, und hat nichts als dieß Päckchen mit der Aufschrift, an den Herrn Grafen, hinterlassen.“ „Also fort sind sie? murmelte der Graf für sich, ins Himmels Nahmen, mögen sie genießen, was sie mir entwendet — er bestrafte sich selbst, über diesen unwillkührlichen Gedanken — was sie sich bey mir erworben haben, ich bin eines für mich doch immer lästigen Anblickes enthoben.“ Lege er nur das Päckchen in meine Komode — ich werde es schon gelegentlich öffnen.

Wirklich war der Graf mehr von dem Räuberanfälle ergriffen, als er Anfangs selbst geglaubt hatte — er mußte ein Paar Tage das Bett hütten. Der Vorfall mit den Räubern hatte auch in der ganzen Gegend Aufsehen erregt. Die Gutzbefitzer umher,

waren dem Grafen alle sehr gut, und statteten häufige Besuche bey ihm ab. Wie hätte er da Zeit finden können, an irgend etwas anderes zu denken, als an die Bewirthung seiner Gäste. Nach Verlauf von mehreren Tagen erhielt die gräfliche Amtskanzley eine Zuschrift vom Landgerichte, in welcher gebethen wurde, im Nahmen des Grafen einen Bevollmächtigten abzuschicken, um bey dem letzten Verhöre der Verbrecher, und ihrer Aburtheilung gegenwärtig zu seyn. Der Graf trug dieß Geschäft seinem Amtsverwalter auf, da er sich auf dessen Geschäftskennntniß in jedem Falle verlassen konnte. Dieser reiste am bestimmten Tage ab, und wir müssen leider noch einmahl zu Personen zurück kehren, welche uns ihrer Laster wegen nur Abscheu erregen können.

* * *

Es ist den lieben Lesern bekannt, wie Dorethe sich aus der Schlinge zog, als sie Gefahr lief, in dem Wirthshause, wo sie Wildpret verkaufte, entdeckt zu werden. Die Wirthin gab ihr Kleider, und sie fuhr mit einem Bauernwagen

fort, nach dem nächsten Marktflecken; was war aber nun anzufangen? das bißchen Geld, das sie bey sich hatte, war bald aufgezehrt, und sie wußte sich ihres Leides kein Ende. An das Herumschwärmen in wüsten Gegenden war sie schon gewohnt, sie verkaufte also ihre Kleidung, und verließ in einem elenden Anzuge den Markt. Nun ging sie in den Dörfern umher, da gab sie sich für eine Krämerin aus, welche beraubt worden sey, dort für eine Witwe, deren Mann so viele Schulden hinterlassen habe, daß sie von Haus und Hof wandern müsse, kurz sie suchte alle möglichen niederträchtigen Kunstgriffe hervor, die Menschen zu täuschen, und fand überall gute Herzen genug, welche sich bethören ließen, und ihr Lebensunterhalt und Geschenke gaben. So wanderte sie von Ort zu Ort, voll von List und Betrug.

Eines Abends sprach sie in einer Dorfschenke ein, wo sie bat, ihr ein Plätzchen zum Ausruhen zu gönnen. Der Wirth war mitleidig genug, ihr auch ein Gläschen Wein, und etwas Abfall von der Küche vorzusetzen. Sie kauerte sich in einen Winkel, und musterte die Gäste. Diese

waren zahlreich — es waren Bauern, die eben vom Markte zurück kehrten, und alle guter froher Dinge waren. Aber unferne von D o r e t h e n nahm jetzt ein Mann Platz, der mit barschem Tone Wein verlangte, nachdenkend den Kopf auf die Hand stützte, und sich um die übrigen gar nicht zu kümmern schien. Schon der Ton seiner Stimme war D o r e t h e n aufgefallen, jetzt wurden endlich Lichter in die Stube gebracht, und sie blickte verstohlen nach dem Fremden hin, nein sie hatte sich nicht getäuscht, es war wirklich R o b e r t selbst. Was sollte sie nun thun, sich heimlich davon schleichen, oder sich zu erkennen geben? — Das letztere fand sie für rätlicher; sie konnte ja vielleicht bey ihm wieder ein gemächliches Leben finden, welches sie aus der Handvoll Geld schloß, die er hervor zog, um den Wirth zu bezahlen. Sobald er daher seinen Mantel um sich warf, um sich zu entfernen, schlich sie hinaus ins Freye, um ihm aufzupassen. Er erkannte sie sogleich. Heute, sprach er, kömmt du mir zur Unzeit; bleibe daher über Nacht hier im Wirthshause, morgen aber gehe seldeinwärts, bis du an das dichte Gehölze

kömmst, da wirst du eine kleine steinerne Säule finden, bey der magst du mich gegen Abend erwarten. Er entfernte sich schnell, und Dorethe kehrte wieder auf ihren Platz zurück.

Am folgenden Morgen nahm sie dankbar Abschied von dem gastfreundlichen Wirth, und wanderte getrost ihren Weg weiter. Sie langte am bestimmten Plage an, und in der Abenddämmerung kam Robert richtig zu ihr. Das Schicksal schien sie beyde abermahl zusammen zu führen, um zugleich für ihre beyderseitigen Verbrechen bestraft zu werden. „Es ist mir lieb, sprach Robert, daß du hier bist, so kann ich um so leichter einen Streich ausführen, der uns auf einmahl wieder in unsere vorigen blühenden Umstände versetzen kann. Es wird heute noch, und vielleicht bald, ein Reisewagen vorüber fahren, in welchem ein Graf mit seinem alten Kammerdiener sitzt, und eine ungeheure Menge Geld mit sich führt. Du hast nichts zu thun, als dich an den Ort zu verstecken, den ich dir bezeichnen werde, und sobald der Wagen angefahren kömmt, den Pferden in den Zügel zu fallen — habe ich nur vorerst den Grafen außs Korn genommen,

mit dem alten Kammerdiener und dem Kutscher will ich bald fertig werden.“ D o r e t h e wollte widersprechen, aber R o b e r t s drohende Miene, und sein gebiethender Ton schreckten sie zurück. Sie ließ sich an den bezeichneten Ort führen. Der Wagen kam heran — R o b e r t wußte nicht, daß auch noch ein Jäger den Grafen begleite, er hielt diesen in der Dämmerung für den alten Kammerdiener, und die Leser wissen bereits, wie dieser Schurkenstreich mißlang.

Bey dem Verhöre sagten beyde Verbrecher sogleich alle ihre Unthaten aus, und D o r e t h e, die nun, da sie die Hand der rächenden Nemesis erreicht hatte, ganz von Reue zerknirscht war, entdeckte nun ihren ganzen Lebenslauf, wo sie, um sich zu beschönigen, und vielleicht ihre Strafe zu mildern, alle Schuld der Verführung auf R o b e r t wälzte. Wahrscheinlich wäre es auch nie so weit mit ihr gekommen, wenn sie nicht durch die Ränke dieses Ungeheuers so sehr verdorben worden wäre. Daß bey ihrer Erzählung auch die Geschichte mit dem Schmucke ans Tageslicht kam, war sehr natürlich. Sie gestand alles bis auf den kleinsten Umstand, auch, daß sie der

armen Fridoline bey der Umarmung den abgängigen Ring in das Schubsäckchen praktizirte. Das Gericht schrieb sogleich an die Behörde in der Hauptstadt. Herr Abraham wurde berufen, er und der Graf wurden, da Fridolinen's gänzliche Unschuld nun endlich erwiesen war, ihrer Bürgschaft entlassen, Abraham ließ sich hierüber ein Dokument ausstellen, nahm den depositirt gewesenen Schmuck wieder in Empfang, und beschloß, zum Grafen selbst zu fahren, um Fridolinen diese Freude zu überbringen. Vorher mußte er aber auch noch dem letzten Verhöre der beyden Verbrecher bey dem Landgerichte beywohnen. Robert und Dorette bestätigten ihre früheren Geständnisse, sie wurden abgeurtheilt; Robert zum Tode, und Dorette, da sie an der Brandlegung im Bauernhose nicht Theil genommen hatte, und größtentheils nur von Robert verführt war, zu zehnjähriger Zuchthausstrafe. Beyde wurden an den Ort ihrer Bestimmung abgeführt. Robert bereute nun innig seine Verbrechen, er starb als wahrhaft reumüthiger Sünder, und Dorette hatte nun auch Muße genug, ihrem lasterhaften Lebenswandel nachzudenken, und Ver-

ziehung von dem ewigen Richter zu erstehen, den sie so unendlich beleidiget hatte.

Der Amtsverwalter reiste nach geschlossenem Gerichte zu seinem Grafen zurück. Abraham aber konnte nicht sogleich folgen, ein Geschäft, das er bey dieser Gelegenheit beendigen wollte, rief ihn nach dem seitwärts gelegenen Schlosse eines Gutsbesizers, mit welchem er in einiger Geschäftsverbindung stand. Mit Freuden wurde der Biedermann von diesem empfangen, das aufrechte Geschäft wurde in kurzem abgeschlossen, und Abraham ließ sich nicht lange nöthigen, den ganzen Tag im Hause dieses Mannes zuzubringen. Sehr natürlich spricht man von dem am liebsten, wovon das Herz voll ist. Der Gutsbesizer hörte sehr aufmerksam zu, und freute sich innig, über die entdeckte Unschuld Fridolinen's, die er nun selbst kennen zu lernen wünschte. Er beschloß daher mit Abraham den Grafen zu besuchen, von dem es bekannt war, daß jeder Biedermann ihm ein willkommenener Gast sey. Beyde fuhren nun mitsammen nach dem gräflichen Schlosse.

* * *

Während alles dieses vorging, hatten den Grafen seine Gäste verlassen, und auch seine etwas zerrüttete Gesundheit war wieder hergestellt worden, aber für seinen Unmuth konnte der Arzt kein Mittel verschreiben. Seit Fridolinens Entfernung war es überall so leer und öde im Schloße, er gedachte so lebhaft an die frohen Augenblicke, welche er in ihrem Umgange durchlebt hatte, sie schien ihm überall zu fehlen — sein Gärtchen wurde nicht mehr so gepflegt, seine Blumen im Kabinette wurden nicht mehr so symmetrisch geordnet; er spielte auf dem Klaviere, aber es fehlte Fridolinens harmonische Stimme zur Begleitung — er las, aber wie ganz anders unterhielt ihn ein Buch, wenn sie ihm daraus vorgelesen hatte. Kurz, die Langeweile streckte ihre hageren Knochenarme nach ihm aus, und es gab, seit Fridoline fort war, kein Mittel, diese Schauergestalt zu verdrängen. Er befand sich in einer so seltsamen Stimmung, die er sich selbst nicht erklären konnte, und er war geneigt, dem Vorschlage des Arztes zu folgen, in der Haupt-

stadt Zerstreung zu suchen. In dieser mißmu-
thigen Stimmung lag er eines Morgens auf sei-
nem Ruhebetto, ein Buch in der Hand, das er
aber nachlässig hatte sinken lassen, weil ihn das
Lesen nicht unterhielt — da hörte er ein kleines
Geräusch am Fenster, blickte auf, und sah, wie
die zahme Elster zwischen den Blumentöpfen auf
und ab spazierte, jetzt flog sie auf den Sekretär
des Grafen, auf welchem eine brillantene Busen-
nadel lag — der Graf lächelte wie sie die Nadel
mit dem Schnabel hin und her warf, er regte
sich nicht, um das Thierchen nicht in seinem
Spiele irre zu machen. Jetzt hatte sie die Nadel
ganz in den Schnabel genommen, drehte das
Köpfchen hin und her, gleichsam um zu sehen,
ob sie nicht beobachtet werde, und im Nu, und
schnell wie der Blitz flog sie mit der Nadel zum
Fenster hinaus.

Der Graf sprang empor, er glaubte kaum
seinen Augen trauen zu können, aber die Nadel
war richtig weg; ein sonderbares Gefühl be-
mächtigte sich des Grafen, er ließ den Jäger
rufen, und erzählte ihm den Vorfall. „So? sagte
dieser, dann hat die Bestie auch schon mehr ge-

nommen, und vielleicht unschuldige Menschen in Verdacht gebracht; man soll gar nicht glauben, wie pfißig so ein Thier beym Stehlen ist, dem müssen wir das Handwerk legen.“ Der Graf befahl, sie augenblicklich, sobald sie sich wieder zeige, nieder zu schießen. „I bewahre, Herr Graf, sprach der Jäger, wir müssen ja den Dieb auf der That erwischen, und seinen Schlupfwinkel aufspüren, sonst wäre ja auch die Busennadel verloren. Der Graf beschloß daher, abermahl ein Geschmeide an den nämlichen Platz zu legen, und der Jäger gab allen Hausleuten Unterricht, um den Flug des Vogels zu beobachten.

Am folgenden Tage ließ sich das Thier nicht sehen, aber am nächstkommenden fand es sich wieder ein; der Graf beobachtete es genau, abermahl spielte die Diebin mit dem Geschmeide, und huschte flugs wieder mit seiner Beute davon. Der Jäger hatte kaum beobachtet, daß sie nach dem Fenster des Grafen flog, als er seine Leute vertheilte. Nun kam die Diebin daher geflogen, kein Geräusch wurde gemacht, sie wandte sich daher ohne Scheu, rechts in den Garten, zu einem hohen alten Baume, wo sie hinter den Blät-

tern den Augen entchwand, und bald darauf wieder ohne das Geschmeide zurück kam. Sogleich wurden auf Befehl des Grafen Leitern herbey gebracht, der Baum von Mehreren erstiegen, und von allen Seiten untersucht. „Dacht' ichs doch! rief der Jäger, der am höchsten oben war, hier ist ein großes Loch im Baume, da hat der Dieb sein Magazin — soll man sehen, wie das Satansvieh schon gestohlen hat.“ Er kam nach einer guten Weile wieder vom Baume herab, und brachte zwey Hände voll verschiedene entwendete Sachen, auch alles, alles was bisher dem Grafen entwendet worden war, und weßhalb er die arme *Fridoline* im Verdacht gehabt hatte. Wie wunderbar weiß die ewige Vorsicht zu walten und zu lenken, wenn es darauf ankömmt, die gekränkte Unschuld zu schützen, wie wunderbar leitete sie bisher alle Begebenheiten, um die gute fromme *Fridoline* zum schönsten Lohne ihrer geprüften und bewährt gefundenen Tugend zu führen.

* * *

Wie eine Zentnerlast fiel es nun auf das

Herz des Grafen, die Ärmste in einem solchen schmähhlichen Verdacht gehabt zu haben. Auf seinen Knien würde er sie um Verzeihung gebethen haben, wenn ihm nur ihr Aufenthalt bekannt gewesen wäre; und wäre es dieser gewesen, wie würde er ihr haben Ersatz für die erlittenen Kränkungen leisten können? Der Graf machte sich aber in diesem Augenblicke auch zugleich die bittersten Vorwürfe über seine Zerstreung; er hatte das Päckchen, welches ihm der Schloßverwalter von Fridolinen gebracht hatte, nachlässig in seine Komode hingeworfen, und seitdem nicht mehr daran gedacht, jetzt eilte er, dieses aufzusuchen. Er öffnete es, und fand einen Brief von Fridolinen's Vater. „Herr Graf, schrieb dieser, schelten Sie uns nicht undankbar, daß wir Ihr Haus verlassen. Die gekränkte Ehre, mein einziges Gut, das ich mit ins Grab zu nehmen wünsche, erheischt es. Bey allem was Ihnen heilig ist, beschwöre ich Sie, verbannen Sie jeden Verdacht von meiner Tochter, sie ist bey Gott unschuldig. Sie selbst ist zu erschüttert, um Ihnen schreiben zu können, sie sendet Ihnen durch mich alle jene kleinen Geschenke zurück,

womit Sie in einer besseren Zeit sie beehrten, sie nimmt mit blutendem Herzen Abschied, und glauben Sie gewiß, daß der Dank für Ihre gegossenen Wohlthaten ewig in unserm Busen leben wird.“

Das Blatt fiel aus der zitternden Hand des Grafen, dicke Thränen der Reue rollten über seine Wangen — da meldete man den redlichen Abraham in Begleitung des Gutsbesizers Herrn von Stromberg. Der Graf suchte seine Stimmung so viel als möglich zu verbergen, er ging ihnen freundlich entgegen; als aber Abraham im Verlaufe des Gespräches dem Grafen die gerichtliche Freysprechung Fridolinen's übergab, da war er seiner nicht mehr mächtig, sondern brach in laute Klagen aus, und erzählte den ganzen Vorfall. Abraham war sehr bekümmert, das gute Mädchen nicht mehr zu treffen, er versprach dem Grafen, alles zu ihrer Ausforschung anzuwenden. Der Graf gab ihm den Brief zu lesen. Abraham nahm das Couvert zur Hand, und sah ganz betroffen einige Augenblicke das Siegel an, welches bey dem Aufreißen des Couverts unversehrt geblieben war. „Herr Graf, sprach er, wer ist

Eigenthümer von diesem Siegel?“ „Der entflohene Werner,“ antwortete der Graf. „Ist es doch wunderschön gestochen, ich besitze eine kleine Sammlung von schönen Petschaften, wollen Sie es mir nicht überlassen?“ „Herzlich gerne,“ erwiderte der Graf halb lächelnd. — Man ging zur Tafel, und suchte sich so viel möglich zu zerstreuen. Am folgenden Tage trennten sich Abraham und Herr von Stromberg, nachdem der Graf dem Letzteren auf sein Ehrenwort zugesichert hatte, ihn bey der nächst erfolgenden Einladung auf seinem Rittersitze zu besuchen.

Hören Sie, lieber Abraham, sprach Stromberg im Weiterfahren, mir ist ein Gedanke in den Kopf gekommen, dessen ich mich nicht erwehren kann, wovon ich aber in Gegenwart des Grafen nichts wollte laut werden lassen. Sie wissen, daß ich Vorsteher einer frommen Stiftung für abgelebte Greise und andere hilfsbedürftige Personen bin, von meinen Urältern gegründet. Der Verwalter dieser Anstalt schrieb mir schon vor mehreren Wochen, er habe einen alten kränklichen Mann aufgenommen, und ein

Mädchen, das mit ihm verwandt sey, und sich erbothen habe, unentgeltlich als Magd zu dienen, wenn dafür der Alte gepflegt werde. Er bat mich um meine Erlaubniß, und ich ertheilte sie einstweilen, bis ich selbst, wie alle Jahre, Revision halten werde. Sie, Abraham, reisen nun nach der Hauptstadt, halten Sie sich noch einen Tag bey mir auf, und ich reise mit Ihnen, wer weiß, ob wir nicht dadurch auf irgend eine Spur gerathen. Abraham war sogleich damit vollkommen einverstanden — alle Anstalten wurden getroffen, und sie fuhren mitsammen nach der Stadt.

Herr von Stromberg besuchte noch am nämlichen Tage das Stift in Abrahams Begleitung. Sie begaben sich zu dem Verwalter, welcher das neue Dienstmädchen rufen ließ. Sie trat ein. Sie ist es! rief Abraham bey dem ersten Anblicke, stürzte auf sie zu, und schloß sie in die Arme. Auch Fridoline erkannte ihn, und als er ihr ihre Freysprechung vorwies, rollten Thränen der Freude über ihre Wangen.

Erlauben Sie mir, meine Herren, nahm nun Abraham das Wort, daß ich ganz unter

vier Augen mit Herrn Werner sprechen darf; ich habe ihm etwas sehr wichtiges vorzutragen — natürlich wurde dieß dem rechtlichen Manne sogleich bewilliget. Abraham trat in das Stübchen, welches jenem indessen zum Aufenthalte angewiesen worden war. Nach einem kurzen gleichgültigen Gespräche machte Abraham den Alten mit der Ehrenrettung seiner Tochter, und der Neue des Grafen, bekannt. Der Alte dankte Gott dafür, äußerte aber den Wunsch, nicht mehr nach dem gräflichen Schloße zurück zu kehren. Wie Sie wollen, entgegnete Abraham, aber unter andern, sagen Sie mir, ist dieß ihr eigenthümliches Siegel?

„Ja, das ist es.“

„Sonderbar; führten Sie es schon bey ihren ehmaligen Fabriksgeschäften?“

„Allerdings.“

„Und doch ist mir, als ob dieses Siegel ehmahls der Familie der Barone von Steinau eigenthümlich gewesen wäre.“

„Möglich —“

„Ich kann mich nicht irren — Baron Peter Steinau kam durch den Krieg um sein ganzes

Vermögen — er starb in Armuth, man wußte nicht, wo sein Sohn hingekommen sey.“

„Dieser ging unter einem andern Nahmen in die Fremde zu einem Kaufmanne, war glücklich, und erwarb sich durch Wollhandel ein beträchtliches Vermögen. Er heirathete eine Bürgerliche, und verschwieg deshalb immer seinen wahren Nahmen und Stand, nun kann dieß vielleicht doch seinem Kinde nützen — hier ist das Diplom, ich bin Baron Steinau —“

„Wohl, sehr wohl, Herr Baron — erinnern Sie sich nicht auch aus den Erzählungen Ihres Vaters, daß dieser einem sichern Moyseß Magdeburger ein Kapital von 50,000 Thalern anvertraut hatte?“

„Recht gut erinnere ich mich — wir konnten nichts mehr von ihm erfahren, hier habe ich noch das Schulddokument aufbewahrt.“

„Dieser Moyseß ging nach Amerika, kam nach Jahren reich und gesegnet zurück, aber er konnte von dem Hause Steinau nichts mehr erfahren. Er war mein Bruder, starb in meinen Armen. Das Geld behielt ich bey mir im Handel; es beträgt nun sammt den Zinsen durch

mehr als 30 Jahre über 100,000 Thaler, die ich Ihnen binnen 3 Monathen auszahlen werde. Kommen Sie nun mit Ihrer lieben Tochter in mein Haus, denn ich lasse mir das Recht nicht nehmen, den Mann, dessen Vater die Grundlage zu meines Bruders Glück legte, zu bewirthen.“

Der alte Werner konnte nicht antworten, die Freude erschütterte ihn, nicht seinetwegen, sondern wegen Fridolinen entzückte ihn das erlangte Glück. Diese, und Herr von Stromberg wurden sogleich von dem ganzen Zusammenhange der Sache verständiget, und mit dem frohesten Herzen führte der gute Abraham die beglückte Familie in seine Wohnung. Als sie sich erholt hatten, als wegen des Vermögens alle Anstalten getroffen, und verschiedene Nothwendigkeiten angeschafft waren, konnten sie nicht umhin, in Strombergs Begehren zu willigen, ihm auf seinen Ritterstz zu folgen. Es versteht sich von selbst, daß Abraham mit von der Parthie war.

Während dem brachte Graf Wellau seine Tage im bitterm Kummer dahin, er konnte sich den schwarzen Verdacht gegen Fridolinen nicht

verzeihen, er würde sein ganzes Vermögen hingegeben haben, wenn er das Geschehene hätte ungeschehen machen können. Da erhielt er unvermuthet ein Schreiben vom Herrn von Stromberg, wo ihn dieser dringend zu einem Besuche einlud. So wenig der Graf gestimmt war, sich in Gesellschaften zu vergnügen, so war doch der Brief in solchen verbindlichen Ausdrücken abgefaßt, daß er die Einladung unmöglich ausschlagen konnte. Er erschien also auf dem Rittergute, und freute sich, den braven Abraham wieder zu sehen. Bald entspann sich ein Gespräch, wovon natürlich Fridoline der Hauptinhalt war. Ach Gott! rief der Graf, wenn ich sie nur wieder fände, ich kann ihr keine bessere Genugthuung geben, als daß ich ihr meine Hand anbiete. Fühle ich es doch nun erst, wie unendlich ich sie liebe. Der Verdacht des Verbrechens ist von ihr rein abgewaschen, und ich bin mein eigener Herr, und kümmere mich nicht um die Äußerungen meiner Anverwandten. Der Graf wollte noch weiter sprechen — da meldete man den Baron von Steinau mit seiner Tochter. Der Graf zog sein Gesicht in Falten, denn nichts war ihm in seiner

Stimmung unlieber, als große Gesellschaft. Jetzt wurden die Flügelthüren aufgerissen, herein traten die Fremden, und der Graf prallte mit einem lauten Ausruf zurück, als er Fridolinen erkannte. Mit kurzen Worten wurden ihm alle Räthsel gelöst, er sank zu ihren Füßen, er bat sie unter Thränen um Verzeihung. „Sie sind ihr und dem Vater Genugthuung schuldig, sprach Stromberg, ich dachte, Sie sollten nun das erfüllen, was Sie der armen Fridoline gewähren wollten.“ — Gerührt sank bey des Grafen Antrag Fridoline an seine Brust.

Doch keine weitere Schilderung von den folgenden Szenen. Graf Wellau und Fridoline waren die glücklichsten Gatten. Zehn Jahre waren so verstrichen, da lustwandelten einst beyde Arm in Arm außer dem Schloße, und eine abgezehrte hagere Gestalt im zerrissenen Bettelkleide, sprach sie um eine milde Gabe an. Fridoline wich betroffen zurück, und das Bettelweib sank mit einem lauten Schrey ohnmächtig zusammen. Sie wurde nach dem Schloße, und zu sich gebracht — es war Dorethe. Ihre Strafzeit war vorüber, sie war zur Erkenntniß gekommen, wie sehr sie Gott

durch ihr ruchloses Leben beleidiget hatte, aus der Verbrecherin war eine reumüthige büßende Sünderin geworden. Wie sie sich ermannet hatte, bat sie auf den Knien Fridolinen um Verzeihung. Wie gerne verzieh ihr diese gute Seele. Der Graf erwirkte ihr durch Strodemberg eine Aufnahme in seinem Spitale, und die liebe Fridoline machte eine Stiftung für reumüthige Büßerinnen. Die darin Aufgenommenen bekamen jedes ein Täfelchen, auf dem die Worte standen: „Der allgütige Gott erbarmet sich der wahrhaft büßfertigen Sünder.“